

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 90 (1949)

Artikel: Der Knecht vom Hochtal
Autor: Matt, Josef von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1033515>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Knecht vom Hochtal

Volkserzählung aus der Urschweiz

von Josef von Matt

Willkommen.

Ein Mann geht auf einsamem Pfad hoch in den Bergen. Er muß schon weit gelaufen sein. Sein Gang ist nicht mehr so gefedert, wie die Bergler sonst über die weichen Teppiche der Alpgräser schreiten. Er trägt einen prallgefüllten, großen Rucksack. Sein grüner Hut, mit vielen Edelweiß geschmückt, ist verwittert. Bergdohlen gleiten und schwatzen über ihm. Vorsichtig setzt er seine schwer genagelten Schuhe im Karrenfeld und in den Geröllhalden. Dort hinauf geht er, wo ihm der Wind Nebelseken entgegentreibt und wo er ennet der Paßkante ins Tal hinunter sieht. Ein tiefes Tal mit weiten Matten und Obstbäumen verstreut, wie ausgesät, sieht er die Häuser wie kleine Würfel, Bach und Weg wie ein liegengelassenes Seil. Da wo der Mann Dorf und Tal eingerahmt in Fels und Wald unter sich sieht, bleibt er stehen. Er nimmt aus seinem Rucksack Brot und Fleisch und den Feldstecher und setzt sich mitten in die Blumen. Während dem Essen sucht er mit seinem scharfen Glas Haus um Haus. Nach kurzer Rast packt er wieder auf und geht der sinkenden Sonne zu, bergab.

Spät kommt er ins Tal. Schon brennen da und dort hinter den Fenstern die Lichter. Der Mann kommt dem Bach nach auf ein habliches Haus zu, klopft an und geht hinein. Leute sitzen um den Tisch. Er nimmt den Hut herunter und fragt: „Ist da der Hirzenboden?“ Und da niemand sogleich antwortet, sagt er: Ich bin der neue Knecht.“

Nun steht der Vater auf hinter dem Tisch, streckt die Hand aus: „So, bist Du, eh nun, so sei willkommen. Wir haben Dich früher erwartet, mit der Bahn.“ „Ich bin zu Fuß gekommen.“ „Was, zu Fuß, von daheim? Eh nun, wenn man so jung ist!“ „Bin nicht so ganz jung, bin fünfundzwanzig, aber die Bahn mit dem großen Umweg kostet Geld.“ Nun kommt die Mutter auch näher, schaut dem neuen Knecht ins braunverbrannte

Gesicht, prüft und schätzt ihn, bevor sie ihm die Hand hält: „Da mußt Du aber müde und hungrig sein, komm, setz Dich, ich will Dir etwas Warmes holen. Wie sagt man Dir?“ „Noldi“, sagt der Knecht, „ich danke und ich will hoffen, daß ich Euch mit meiner Arbeit und Kraft gut dienen kann.“ „Und es soll Frieden und Gottes Segen mit Dir einziehen“ — dann geht die Mutter in die Küche. Noldi gibt dem alten Mann hinter dem Tisch, der ohne ein Wort dageessen, die Hand. Der sagt: „Und ich bin der alte Knecht.“ Aus der Kammer kommt ein kleiner Hemmlibub und will auch zuschauen. Die Magd kommt und grüßt und mißt den neuen Knecht von den Schuhnägeln bis zu den brandschwarzen Kruselhaaren und staunt, weil ein so junger Mann eine weiße Haarsträhne über der Stirne hat. Milch und Kaffee kommt auf den Tisch, Durchzogenes und ein gewaltiger Käsbissen. Nun soll er wacker essen und zu gleicher Zeit auch die vielen Fragen beantworten. Er fragt selber auch und bald sitzen die Leute im Hirzenboden um den Tisch, als ob der Noldi schon lange zur Familie gehören würde. Aber die Mutter will, daß der junge Mann seine Müdigkeit verschlafen kann, sie geht mit ihm in sein Zimmer hinauf. Knarrend geht die Türe auf. Noldi tritt auf einen weißgelegten Boden, sieht das hohe Bett mit den blau und weiß karierten Anzügen, die zwei Buzischeibenfenster, das Heiligenbild an der Wand, den gemalten Kasten und die Truhe. „Groß ist das“, staunt der Noldi und schlägt seinen Kopf tüchtig am Deckenbalken an. „Und da ist Weihwasser“, sagt die Frau, „und jetzt schlaf gut die erste Nacht in unserem Haus, behüt Dich Gott.“ Noldi steht da, den Rucksack immer noch in der Hand, schaut sich um und meint: „Wie ein Herr!“

Unten sind die Leute auseinander gegangen: der Vater in die Kammer, der alte Knecht noch in den Stall, die Magd schaut

nach Feuer und Licht. „Was meinst, Mutter, ich glaube, wir habens nicht schlecht getroffen; er hat einen geraden, ehrlichen Blick, ist gesund und stark, hast Du die Arme gesehen?“ „Man soll nie zu früh rühmen. Mit der Kraft ist nicht alles gemacht. Muß zuerst wissen, wie er inwendig aussieht.“ — Bald löschen im Hirzenboden die Lichter eines nach dem andern aus.

Wie Noldi seinen Gegner in die Kaffeegläser setzt.

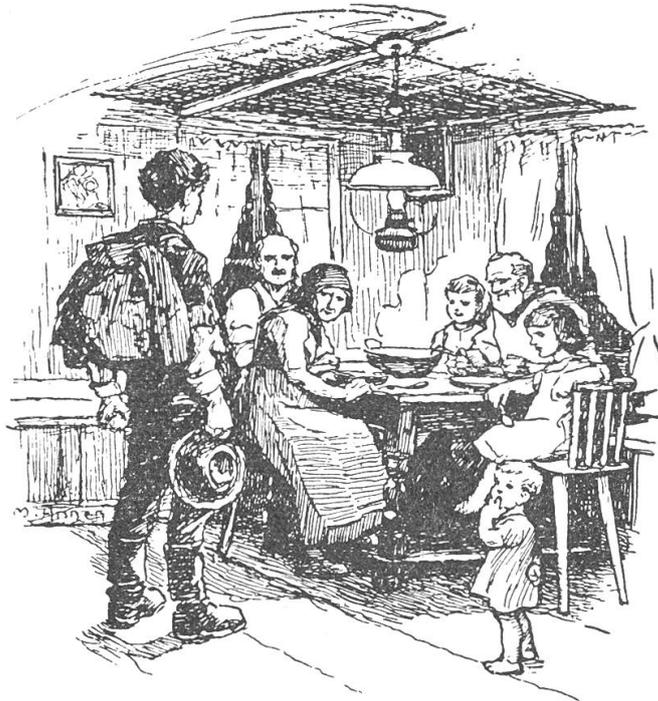
Die Mutter ist nicht die einzige im Hirzenboden, die den neuen Knecht zuerst ausprobieren will. Die hinterste Kuh im Stall will ihn beim Melken gleich am frühen Morgen schon in den Schorgraben schlagen. Der Kaverli streicht den halben Vormittag um ihn herum und bittelt und schmeichelt, daß er ihn auf dem Pferd reiten lasse. Und der ältere Bub, der Ferdi, will mit ihm schwingen.

Mit den Kindern ist Noldi bald gut Freund. Den Mädchen schnitzt er Holztierehen. In der zweiten Woche kommt der Ferdi schon mit Pfeil und Bogen, die Noldi für ihn zurecht gemacht hat. Nach einem Monat gibt es schon großes Geschrei und Gezetter, weil der Bub mit einer Steinschleuder hantiert und im obern Stock eine Scheibe eingeschlagen hat.

Aber auch im Dorf will man den Knecht vom Hochtal nach allen Regeln der einheimischen Kunst auf seine Fähigkeiten untersuchen. In der Wirtschaft im Hinterdorf ist Tanz und Freinacht wegen der eidgenössischen Abstimmung. Noldi sitzt schon die längste Zeit hinter dem Tisch bei seinem einzigen Möstli und schaut dem fröhlichen Treiben zu. „Kannst Du nicht tanzen?“

fragt ihn ein Mädchen am gleichen Tisch. „Kannst Du nicht saufen?“ fragt ihn ein Bauernbub und hält ihm sein Weinglas hin, daß er ihm Bescheid trinke. „Kannst Du nicht Fauststoßen?“ meint der stämmige Senn von der andern Tischseite her, und schon liegt eine breite knöchige Faust vor ihm auf dem Tisch. Noldi setzt sich zurecht, stemmt seine Faust dagegen und sogleich beginnt der Kampf, bis die Adern am Hals anschwellen, die Muskeln an den Armen steinhart werden und der Tisch in allen Fugen ächzt. Die jungen Burschen kommen in die Nähe und schauen gespannt zu.

Er wehrt sich gut, der Noldi. Andere kommen und wollen mit ihm kräften. Ein junger Bauer streckt ihm den gekrümmten Finger hin: „Komm, wir wollen ein doppelpänniges Kaffee aushägeln.“ Noldi zieht ihn ganz langsam und ruhig über den Tisch zu sich hinüber. Man schlägt noch andere Kraftspiele vor. Aber die Mädchen haben nicht gerne, wenn der Tanzplatz leer wird und alle Burschen um den einen Tisch herumstehen. Auch



„Ist da der Hirzenboden?“

der Wirt hat lieber, wenn die Gäste jodeln und tanzen, das gibt weniger Streit.

Die Musik spielt ihren lüpfigsten Walzer, das Klarinett trillert in alle Höhen hinauf. Die Mädchen nehmen die Buben von diesem Schauspiel weg und eines erwischt auch den Noldi zum Tanz. „Bist im Hirzenboden und man rühmt Dich“, sagt das Mädchen, bevor ihm vom wilden Wirbel der Atem ausgeht. „Und Du“, fragt er, „wo bist Du?“ „Ich bin das Rosmarie, es gibt nur ein Rosmarie hier im Dorf.“ Und dann lachen sie, plaudern, schwitzen und träbelen und machen immer den nächsten Tanz wieder zusammen. So geht es,

bis einer von den Jungen dem Noldi ein Bein stellt, weil er das Rosmarie auch einmal haben möchte. Noldi fällt zwar nicht um, weil die Tanzenden zu eng zusammengepfercht sind. Aber er hat sich den eifersüchtigen Burschen gemerkt.

Noldi hat nicht gerne Streit. Er zieht sich hinter sein Möstli zurück. Einige glauben, er habe Angst und fangen an zu foppen und zu fixen. Es knistert in den Köpfen und juckt in den Armen. Die überschüssige Kraft will sich messen. Noldi geht wieder einmal auf Rosmarie zu, will ihm die Hand geben, da schlägt einer auf seine Hand und nicht etwa zahm. Noldi's Augen funkeln. Aber er kann sich noch beherrschen. Rosmarie fragt während dem Tanzen: „Ist das bei Euch im Hochtal so Mode, daß man sich auf die Finger schlagen läßt?“ Noldi lacht gezwungen. Seine Augen drehen sich nach allen Seiten im Saal, sind scharf und hart wie die Augen auf der Jagd.

Noldi geht mit Rosmarie ruhig an den Platz. Er muß vorsichtig sein. Er ist hier allein und kennt nur wenige Leute. Aber die jungen Bauernbuben lassen ihn nicht mehr aus. Sie rühmen und heßen ihn. Sie schütten Schnaps und Kaffee in sein Mostglas und stoßen mit ihm an, damit er viel trinke. Und einmal ist's genug. Rosmarie bekommt von irgendwoher mitten im Tanz einen Klapps auf die Backe und der Eifersüchtige ruft in den Saal: „Das fremde Knechtli hat Angst, sich für sein Mädchen zu wehren.“ Rosmarie schreit. Noldi bleibt stehen. Die Tanzenden weichen zurück. „Willst Du unbedingt Schläge?“ fragt Noldi. Schon sind die zwei allein auf dem Tanzboden. Da fährt dem andern seine Hand in die Luft. Aber die kommt schon zu spät zum Schlagen. Noldi packt ihn, dreht ihn, lüpfst ihn und setzt ihn auf den Tisch in drei Kaffeegläser hinein, daß ihm die Scherben in die Hosen fahren. „Behüt Euch Gott!“ ruft Noldi und springt zur nahen Türe hinaus und fort, aus dem Haus, sieht eine Leiter und im Hui schwingt er sich auf's Hausdach hinauf. Eine ganze Meute kommt hinter ihm nach. Noldi schaut über den Dachrand zu, wie

sie ihn suchen, hört, wie sie über ihn schimpfen und lacht.

Später kommen Männer heraus, die ihn rühmen. Er kann ja warten. Er liegt ganz ordentlich bequem auf dem breiten Schindeldach, und hier vernimmt er mehr von diesen Leuten und vom Dorf, als wenn er ein ganzes Jahr bei ihnen wohnt. Mädchen kommen heraus. Sie wollen wie sie sagen etwas frische Luft. Und die Burschen dabei sind auch so sehr auf Erfrischung veressen. Dort drüben im Lichtschatten und ennet dem Stall scheint die Luft am besten zu sein. Dort bleiben sie meistens lange. Und zum Schluß, gegen Morgen zu, kommt es halt doch so, daß der Noldi mit dem Rosmarie heimgeht.

In der Säutränke, im Schorgraben und auf dem Markt.

Man kann aber nicht immer nur in Glanz und Glorie vor seinem Mädchen stehen. Auch der Noldi mußte erfahren, daß das Leben nicht immer ganz nach Plan und Vorsatz mit ihm umspringe und daß nach einem glänzenden Erfolg gerne auch eine Niederlage folgt. Herbstwetter war plötzlich mit dem Westwind ins Tal gekommen. Regengüsse und Kälte wechselten ab. Glitschig und glasig war der Weg vom Haus zum Stall. Noldi trug die dampfenden Kessel voll Schweinetränke aus der Sennhütte hinüber. Er nahm sie immer etwas zu voll und mußte dann vorsichtig zirkeln, damit die Brühe nicht seinen Weg abzeichne. Just da er aus dem Hause trat, sah er ein Mädchen über die Straße kommen. Ei, das war doch Rosmarie! Er wollte schnell mit seinen Kesseln hinüberkommen, mußte aber doch noch einmal aufschauen und genau wissen, ob er sich nicht getäuscht habe. Und nun, gerade während diesem schief hinübergeworfenen Augenblick glitschte er aus, wehrte er sich so krampfzig, daß er im Sturz über den einen Kessel fiel und den andern über sich ausgoß. Uaw, wie das brannte, ei, wie das dampfte! Und wie hell und laut lachte Rosmarie, kam gesprungen, stellte sich auf die Zehenspitzen ins nasse Gras, neben die braune Brühe: „Kann ich Dir helfen? Du

armer Sohn! Hast Dir weh getan?“ Noldi sprang auf. Die Säutränke floß ihm innen und außen an den Kleidern hinunter. Er wollte sich putzen. Ein nutzloser Versuch. Er wollte reden. Kein Wort kam ihm in den Sinn. Rosmarie lachte. Kaverli kam und klatschte in die Hände; die Mutter schaute aus dem Fenster und schimpfte. Und so mußte Noldi wortlos mit seinen leeren Kesseln hinkend und tropfend abzoteln.

Der Vater trat gerade aus der Türe, schaute den Noldi halb strafend, halb belustigt an und sagte: „Schon wieder!“ Noldi wußte gut, warum er das sagte. Das war auch so eine prachtvolle Leistung gewesen, damals in der Nacht nach der Tanzete. Noldi hatte natürlich keine fünf Minuten im Bett gelegen. — Den ganzen Tag wollte es nicht Abend werden. Und da endlich die Dunkelheit kam, mußte Noldi einer

Ruh wachen. Es war so schön warm im Stall. Die Kühe lagen käuend und gleichmäßig atmend da. Noldi saß auf dem Barnenrand und wehrte sich tapfer gegen den Schlaf. Einmal fuhr er auf, weil man ihm mit einem Käsreiber die Backe hinauffuhr. Es war die Zunge der kranken Kuh. Er riß sich zusammen und ging zwischen den Kuh-

schwänzen spazieren. Immer hin- und hermarschieren konnte er auch nicht und sobald er sich niederlegte, nickte er ein. Endlich kam er auf die geistreiche Idee, sich auf einen Melkstuhl zu setzen, so würde er gewiß wach bleiben. Ja nun, das ging so lange gut, bis

der Vater auch einmal in den Stall hinüberkommen und nachschauen wollte. Gerade in dem Augenblick, da die Türe aufging und der Meister eintrat, war Noldis Beherrschung und Gleichgewicht zu Ende und sank kopfvoraus in den Schorgraben.

Wenn das so weiter ging, dann hing Noldis Kleidervorrat bald vollständig an der Wäscheleine. Darum ist es gut, daß Noldi auf den Herbstmarkt in den Hauptort geschickt wird. Er soll dort abends drei Rinder abholen und heimbringen. Er soll in der Wirtschaft am Platz Bericht abwarten. Noldi geht früh genug.

Er hat vorher noch ein großes Geschäft vor. Er will Hosen kaufen. Bisher hat immer die Mutter seine Kleider gekauft. Eigentlich weiß er ja nur so ungefähr, was so ein Paar Hosen kosten kann.

Aber auf dem Weg zählt er dreimal das Geld. Dieser erste Kleiderkauf ist sozusagen der erste Schritt zur Selbständigkeit. Was



Die Dorfkirche von Binn im Wallis

Photo B. Rast

ist da alles dabei zu beachten? Die Farbe, die Größe, die Weite, die Festigkeit des Stoffes, ein zähes Futter ist notwendig, Knöpfe müssen dran sein, die nicht spalten, und gut angenäht müssen sie sein. Oh je, wenn er daran denkt, Knöpfe annähen zu müssen, mit seinen klobigen Fingern eine Nadel führen soll. Schon eine Stunde vor dem Markttort runzelt er die Stirne und studiert wie ein Professor. Und dann erst vor den Marktständen! Da liegen ja auf einen Blick fünfzig oder hundert Hosen da. Bis man diese alle in die Finger genommen hat! Und solche Marktstände sind gewiß ein halbes Duzend. Dazu das Gerede der Verkäufer. Beim ersten Stand zu kaufen wäre sowieso falsch. Da fällt man haushoch hinein. Zuerst muß er alle gesehen haben.

Noldi kommt trotz dem kühlen Wetter zum Schwitzen. Schon zum dritten Mal steht er vor dem gleichen Stand. Schon zweimal hat er beim bloßen Probieren einen Knopf abgerissen. Und der Preis? Das ist ja doppelt soviel, wie er gedacht hat. Da sieht er ein Paar, die sind ganz ähnlich wie jene, die ihm die Mutter einmal heimgebracht hat. Die sind sicher zäh und warm. Aber sie sind zu kurz und zu teuer. Das wird ja immer verwickelter. Da liegt schon ein ganzer Berg vor ihm, und die Ratlosigkeit wird noch größer. Sie sollten eine Nummer größer sein und mindestens drei Franken billiger. Leute stehen herum und hören zu, wie er marktet. Auch Mädchen und Frauen kommen zu diesem Stand. Er hört, wie sie lachen und spotten über ihn und hört ein ganz bekanntes Richern, so hell und übermütig. Er schaut herum und richtig, da steht Rosmarie.

Nun weiß er erst recht nicht, was er machen soll. Während er zögert, drängt sich Rosmarie durch die Leute, kommt ganz nahe zu ihm und flüstert: „Solche mußt Du kaufen, so hellbraun, weißt Du, in der Farbe schön abgepaßt auf die Säutränke. Man sieht es dann weniger.“ Noldi wird feuerrot im Gesicht. Im Augenblick will er schnell Schluß machen und die Hosen einpacken lassen, aber dann kommt ihm wieder der Preis in den Sinn. Halt, nein, jetzt läßt er sich nicht verführen! Jetzt muß man klaren Kopf

behalten, bei einem so wichtigen Geschäft. Noldi wählt und marktet weiter und zuletzt hilft ihm Rosmarie bei der Prüfung der Qualität und Eleganz. Und erst nach langem zähem Kampf um den letzten Franken läßt er sich das Paket unter den Arm schieben, zahlt und geht.

Und mit ihm geht auch Rosmarie, zeigt auf diesen und jenen Stand, führt ihn zu einer Auslage mit gar wunderbar vielfarbigem Halstüchern und meint, so ein schönes Tuch, und wenn es auch nicht echte Seide sei, würde jedem Mädchen gar wohl anstehen und besonders ihm, weil das Tüchlein in der Farbe so gut zu seinem Kleidchen passen würde. Noldi besinnt sich bei diesem Gespräch plötzlich, daß er in die Wirtschaft gehen muß, um Bericht zu erwarten. Solche Angriffe auf seinen Geldsack sind ihm gar nicht lieb. Er verschwindet bald in der Wirtschaftsstube, bestellt ein Möstli, nimmt Brot und Wurst hervor und ruht so seelenvergnügt von den Strapazen aus.

Was für ein Treiben, Kommen und Gehen! Gewiß fünfmal hat die Kellnerin neben ihm jedesmal einem Andern das Essen gebracht. Noldi hat sein Möstli noch nicht ausgetrunken. Und was da gesprochen und gehandelt wird! Wie die Bauern über den Tisch hinweg mit großen Banknoten zahlen, dem Schmied, dem Sattler. Wie der Viehhändler Geld austellt. Und merkwürdige Leute kommen an den Tisch, fremdländische Gesichter. Noldi greift mehrmals in den Hosensack, ob er seinen Geldsack noch spüre und stopft das Nاستüchlein oben hinein.

Und schau, da kommen junge Burschen, lärmend und etwas angeheitert, schlagen mit dem Stock auf den Tisch, bestellen Weißwein, einen ganzen Doppelliter, und dann stehen sie um den Tisch zusammen und jodeln. Dem Noldi wird's ganz kribelig in seiner Ecke. Die Melodien tanzen ihm die Kehle auf und ab. Die erste Stimme ist ja heiserig. Noldi kann sich beim dritten Jodel nicht mehr halten. Er drückt sich um den Tisch herum, steht hinter die Gruppe und jodelt mit. Zuerst schauen sie böse zu ihm zurück. Aber wie seine helle, glockenreine Stimme über die andern hinschwingt, machen sie ihm Platz. Die Bauern horchen auf, strecken

die Köpfe zusammen, werden still. Noldi wird frech. Kaum sind sie fertig, fängt er selber einen Jodel an. Und schau da, die andern drängen ihn in die Mitte und fallen ein. Leute vom Markt schauen zur Türe herein. Dann muß er mit den Bauernbuben Weißwein trinken und wieder vorjodeln. So etwas von klangvollem, urwüchsigem Naturjodel hat man hier noch selten gehört. Die ganze Wirtschaft füllt sich. Lied und Jodel wechseln ab. Man trinkt und proftet, jauchzt und lärmt wie bei einem nationalen Fest. — Dann ziehen die Jodler weiter zur nächsten Wirtschaft.

Noldi bleibt da und wartet wieder. Er sitzt jetzt hinter seinem Glas Wein. Aber nicht lange allein. Ein Herr in feiner Kleidung mit einer gelben, getüpfelten Krawatte setzt sich zu ihm. Er redet ihn mit Sie an und mit Herr und fragt ihn, ob er auch schon am Radio gejodelt habe. Er meint, man sollte seine herrliche Stimme auf Platten aufnehmen. — Noldi lacht. Aber

der Herr bleibt ganz ernst. Er sagt, das wolle er ihm vermitteln. Später kommt Rosmarie mit einer älteren Frau an seinen Tisch. „Das ist meine Mutter“, sagt es, und dann: „ich freue mich, daß ich Dir gleich den Noldi vorstellen kann, Mutter.“ Noldi ist es etwas trümmelig im Kopf. Der viele Wein, der fremde Herr und nun wieder diese Mutter! Er kann sich nicht so schnell zurechtfinden. Wie er so seine Worte sucht, kommt der Bericht. Er muß nun die Kinder heimführen.

Auf dem Heimweg denkt er: „Wie doch hier im Tal alles so leicht geht! Da wird

man ungefragt Vorjodler, wird als Konzertsänger eingeladen, die Mädchen sitzen ungerufen ganz nahe heran und gleich noch eine Schwiegermutter dazu.“ Da spürt er sein Päckli unter dem Arm: „Halt nein, die Hosens, das war doch keine leichte Sache.“

Ein guter Rat unter tropfendem Dach.

Der Herbst hatte schon früh einige Wintermüsterli mitgebracht: Schneetreiben und eisige Winde. Mit-ten in die bunten Farben der Laubbäume war Schnee gefallen und hatte im Wald viel Schaden angerichtet. — Aber der Natur verzeiht man immer wieder ihre tollsten Streiche. — Den Menschen kann man einen zugefügten Schaden nicht so gern vergessen. Noldi war schon lange Zeit fast jeden Tag im Tossenwald im Holzwerk gewesen. Das war eine Arbeit, die ihm Freude machte. Bei schlechtem Wetter mußte er zweieinhalb Stunden lang tüchtig gehen, bis zur kleinen Holzhütte. Das war ihm



Bergblumen

ein Spaß; er ging eben früh, mit der Laterne. Dort oben war er meistens über der Nebeldecke. Er konnte in die Berge schauen mit dem Neuschnee und weit hinein in die Zacken und Grate, zwischen denen sein Hochtal lag. Oft hörte er von da und dort Artschläge und Fauchzer.

Dann und wann kam er auch mit dem Hans zusammen, dem Schwiegersohn des Korporationspräsidenten auf der Heinzlismatt. Sie beide rüsteten, jeder in seinem Wald, Holz, das dann bei gutem Schneewetter im gleichen großen Reistzug hinun-

terfausen sollte. Aber auch dort hinauf, in die einsame Waldwildnis krochen Mißgunst und z'Leidwerchen. Einmal war dem Noldi die Axt gestohlen worden, ein andermal hatte man ihm vier Zähne aus der großen Säge gebrochen. Es war in einer Zeit gewesen, da ein warmer Regen den Schnee ausgewaschen hatte und keine Spuren zu sehen waren. Wieder einmal kam er am Morgen zur Hütte und sah Rauch aufsteigen. Aha, jetzt erwische ich ihn, dachte Noldi. Er pirschte sich lautlos an die Hütte heran. Kein Zweiglein knackte; wie auf Katzenpfoten tappte er herzu und riß die Türe auf. Da sah er den krummen Rücken eines Mannes, den Tschoppen zerchliffen, die Schuhe verflickt, eines Mannes, der vor der Feuerstelle kniete und in die Glut blies. Ein grauer, härtiger, verwilderter Schädel drehte sich ihm langsam zu und schimpfte: „Deine Hütte ist schlecht imstand. Nicht einmal trockenes Holz habe ich gefunden.“ Darn pufete er wieder ins Feuer. Und wirklich, Tropf um Tropf fiel dumpf vom Rindendach auf den Boden und auch auf den knieenden Mann. „Kommst Du oft hieher,“ frug Noldi, „bist hier aus der Gegend?“ Jetzt schaute der Alte verwundert auf: „Kommst Du von Kanada oder Afrika, daß Du mich nicht kennst? Mich kennen alle in den fünf Tälern. Das ist doch dem Hirzenboden-Meinrad seine Hütte, was willst Du hier?“ „Ich schlage dem Meinrad das Holz, ich bin sein Knecht.“ „Aha, so ein Fremder, darum rinnt das Dach. Die verstehen alle nichts. Vor zwei Jahren hat mich das Sudelwetter hier hinein getrieben, da hab' ich das Dach geflickt, weil der alte Knecht immer Rückenweh hatte. Aber so ein Junger soll das selber machen.“

Noldi ließ ihn schimpfen. Er warf den Rucksack auf den Schragen, holte unter dem Stein trockenes Holz, schnitt Späne und warf sie ins Feuerloch. Bald sprangen helle Flammen auf und beleuchteten das alte verunzelte Gesicht, graue, buschige, zusammengewachsene Augenbrauen, eine verwitterte, lederige Stirne, fluge, tiefliegende Neuglein und eine breite Nase. Sonst war alles in eine graue Haarwildnis versteckt. Mühsam und schwerfällig stand er auf: „Aha, Du

bist der Knecht vom Hochtal. Gute Leute sind dort oben, zähe Leute, kenne mich dort aus, aber der Boden trägt nicht viel. Ich habe von Dir gehört, hast einen von den Bauernbuben in die Kaffeegläser gesetzt. Hast recht gehabt; sollst Dir nicht alles gefallen lassen. Aber ich gebe Dir einen guten Rat: Laß die Finger von solchen Spässen! Mach Deine Arbeit, geh Deinen Weg, mußt Dich aufsparen. Kannst Deine Kraft immer noch brauchen, dann, wenn es sich wirklich lohnt. Das sag ich Dir, der Schafmell. Ich weiß viel von der Welt und vom Leben, ich bin überall. Ich habe schon den Teufel gesehen. Bin in der Quaternernacht über den Gletscher gegangen. Da kamen die Lichter über die Spalten wie eine Armee. Ich habe schon manchen Reichen und manchen Starcken jämmerlich gesehen, und manchen armen Hungerleider mit einem Herz wie ein guter Landammann. Du meinst jetzt, Du seiest ein Riese an Kraft, gesund und jung, das bist Du. Das hast Du alles nur zu Lehen, so lange es der Allmächtige Dir läßt. Und der schaut nicht auf Deine Kraftproben, der schaut Dir ins Herz. Das sag ich Dir, der Schafmell.“

Mit erhobener Hand stand er nun da, der alte krumme Mann. In den weitgeöffneten Augen spielte der Widerschein der Flammen. Seine Stimme zitterte. Noldi hatte längst aufgehört Späne zu schnitzen, aber er kniete immer noch am Boden. Eine ganz eigen feierliche Stimmung war plötzlich in die Holzerhütte gekommen. Der Regen rauschte im Wald und trommelte auf die Dachrinden, das Feuer knisterte und knallte und der blaue Rauch zog dem Schafmell über Bart und Gesicht.

Dann teilten sie das Essen miteinander. Der Schafmell erzählte von seinen Wanderungen, vom Leid, das er in vielen Häusern angetroffen, von dem er mehr gelehrt hat, als vom Wohlstand. Während dann Noldi in der Nähe Nests von den gefälltten Bäumen hieb, flichte der Schafmell am Dach und ging dann fort, den Wald hinauf ohne Gruß und Abschied, verschwand hinter den Stämmen und Sträuchern. Den Klang seiner Schritte verschluckte der nasse Schnee und das Tropfen von den Bäumen.

Hemdärmelig im Schneetreiben.

Zum Holzreisten brauchte es viel Schnee und harte Kälte. Dazu arbeiteten die Holzer auch nicht mehr einzeln, jeder in seinem Wald, sondern taten sich zusammen, alle, die im Tossenwald und in der Nähe des großen Reistzuges im Herbst und Winter Holz gehauen. Aber eben, die große Kälte und der tiefe Schnee kamen just in der Fastnacht. Und da kann es eben vorkommen, daß die besten Holzer auf dem Tanzboden sind oder ausschlafen. So kam es auch, daß Hans von der Heinzlismatt und Noldi allein im Wald waren und vergebens auf die Hilfe der andern warteten.

Hans war der junge Bauer, der in die Heinzlismatt eingeheiratet hatte. Seine Frau war die älteste Tochter des Heinzlismatt-Peter, des Korporations-Präsidenten. Hans war ein nimmermüder Arbeiter und wollte nie Feierabend machen. Er erzählte viel von seinen zwei kleinen Kindern. Hans war ärgerlich, ja geradezu wütend, daß sie nun allein da im Wald waren und das Holzreisten nicht flott vorwärts gehen sollte. Noldi meinte, sie hätten Arbeit genug mit Herrichten und Zurechtmachen für den morgigen Tag. Aber Hans wollte nicht länger warten.

Den ganzen Vormittag schimpfte, bengelte er um die Hölzer herum und nach dem Essen ließ er die großen Stämme fahren. Er jauchzte jedesmal, wenn ein Holz ins Gleiten kam und im Graben unten verschwand, wenn Aufschlagen und Springen durch den Wald hallte. Aber seine Jauchzer klangen nicht fröhlich wie sonst. Noldi warnte. Aber das half nichts. Hans tobte



Mit erhobener Hand stand er da,
der alte krumme Mann

sich in eine verbissene Arbeitswut hinein. Er schwitzte, daß ein grauer Dunst von ihm auf in die kalte Luft stieg. Gegen Abend gewahrten sie, daß die Stämme irgendwo unten stecken geblieben. Hans stieg dem Reistweg nach hinunter. Es war gefährlich und glashart gefroren. Aber er wollte nicht den Umweg machen. Noldi blieb oben und wartete auf den Jauchzer, der das Signal sein sollte, um weitere Stämme nachzuschicken. Aber der Jauchzer kam nicht. Schon sichtlich langsam die Dunkelheit vom Tal herauf. Die Nebel kamen durch die Bäume gefahren. Es knackte und krachte in den Hölzern. Ein Wind fiel in die Wipfel und trieb den Schneestaub auf. — Auch Flocken fielen sachte, kleine, feine Flocken. Später immer mehr, und mit ihnen fiel plötzlich die Nacht in den Wald. — Noldi rief und jauchzte. Keine Antwort. Dann nahm er die beiden Rucksäcke auf und ging den Weg hinunter. Alle paar Schritte blieb er stehen, rief und horchte. „Vielleicht ist Hans heimgegangen“, dachte er.

Endlich hörte er einen Ton aus dem Dunkel, eine menschliche Stimme. Das war aber kein Rufen und Jauchzen, das war wie ein Jammern. Noldi suchte mit seiner Laterne den Reistzug ab. Wieder nichts. „Hans — —! Hans — —!“ Und jetzt kam ein Schrei von unten herauf, gleich da unter dem kleinen Felsabsatz her. „Hans, ich komme!“ Noldi schwang seine Laterne, sprang aus dem Graben und zwischen den Bäumen hinunter. Ein Gewirr von Stämmen, die kreuz und quer den Reistzug verammelten, fand Noldi, und am Rand, zwischen Holz und Schneemauer einge-

klemmt, lag der Hans. Vorsichtig, damit durch sein Tritt oder Gewicht ja nichts sich bewege oder ins Rutschen kam, tastete Noldi sich zu ihm hinüber. „Hat's Dich böß, Hans?“ „Das Bein ist kaputt, und eng ist's, das drückt so verrückt auf die Brust.“

Noldi zündete mit seiner Laterne dem bleichen Hans ins Gesicht, schaute ringsum und konnte nur feststellen, daß das eine ganz verzweifelte Situation war. Er konnte nicht wissen, ob er mit dem Bewegen eines Stammes die ganze Geschichte ins Rutschen brachte. Dann war Hans verloren. Ins Tal hinunter laufen und Hilfe holen, das brauchte gute zwei Stunden Zeit. Bis dann war Hans eingeschneit und vielleicht erfroren. Aber er war doch eben da drüben bei einer Holzerhütte vorbeigekommen. Vielleicht war da Werkzeug. „Hans, kannst Du noch eine Viertelstunde so aushalten?“ „Nein, Du mußt mir zuerst das Holz wegrücken, daß ich das Bein herausnehmen kann. Der Schmerz macht mich verrückt, und ich kann nicht schnaufen.“ „Wenn Du nur noch zehn Minuten schnaufen kannst, dann kann ich Dich herausnehmen.“ Noldi hört nicht mehr auf das Jammern und Stöhnen. Er springt in den Wald, seine Laterne hastet zwischen den Stämmen hin und verschwindet.

Lang sind solche Minuten des Wartens, wollen nicht vorbeigehen. Der Schmerz reißt und sägt, die Angst klemmt den Atem ab, die Dunkelheit und Verlassenheit würgt am Herz: „Warum hat er mir nicht geholfen? Warum ist er davongelaufen? Warum kommt er so lange nicht?“ Nichts mehr ist zu hören. Ein wenig Wind in den Bäumen. Die Flocken fallen aus der Nacht in sein Gesicht und bleiben dort liegen wie auf einem kalten Stein.

Und doch, da sind wieder Schritte im Wald, Hans hört sie und spürt sie und ein Schein ist oben hingehuscht. Noldi kommt mit Werkzeug, mit Ketten und Bundhacken und einer Tragabel, die er dort gefunden hat. „So, jetzt mußt nur noch ein paar Augenblicke Geduld haben, damit Du mir nicht im letzten Moment zerdrückt wirst.“ Noldi hängt die Laterne auf, schlägt Bundhacken ein, hängt Ketten an und sichert so, daß er nun mit dem Zappi den Stamm überwälzen kann.

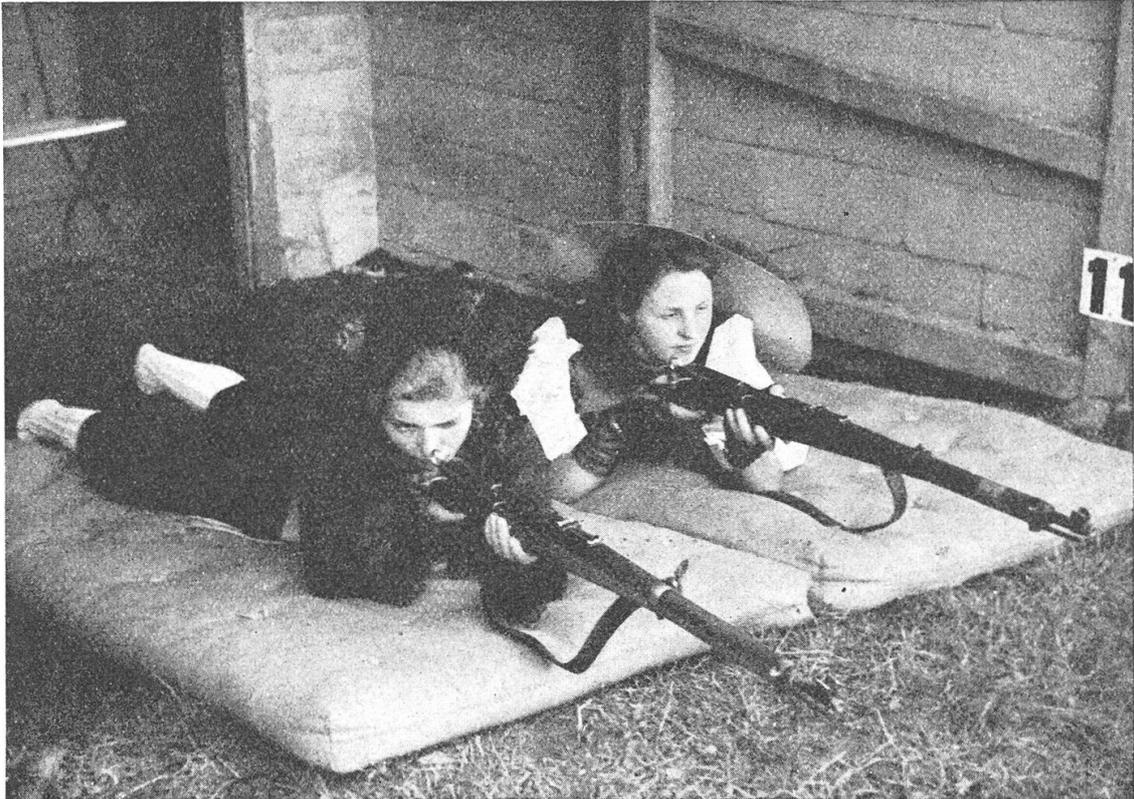
Ein fürchterlicher Schrei! Noldi hat das zer Schlagene Bein freigelegt. Und nun zieht er den Hans vorsichtig aus dem Loch und aus dem Graben, zieht ihn wie einen steifen toten Leichnam durch den linden Neuschnee. Alles ist bein- und steingefroren an ihm. Hans knirscht mit den Zähnen, daß er nicht aufheulen muß. Noldi zieht und zieht, setzt vorsichtig Fuß um Fuß und läßt nicht nach, bis er ihn schön eben im Sicherem hat. Jetzt, da er endlich still liegt, fragt Hans: „Du, wie viel ist noch an dem Bein?“ „Ist nicht so schlimm, das Bein ist wunderbar beieinander, nur der Schuh schaut etwas dumm auf die Seite. Komm, nimm einen Schluck Schnaps; aber daß Du mir nicht hustest, schön vorsichtig trinken!“

Während der Noldi den Hans mit Schnaps einreibt, ihm seinen Lismer um den Kopf wickelt, das Bein an eine Latte bindet, redet er anhaltend, wie eine Mutter mit ihrem Kind: „Jetzt lege ich da meinen Tschoppen hin, den ziehe ich Dir schön untendurch, dann lege ich Dich auf das Brett, es ist zwar etwas zu lang und wir werden die größte Mühe haben zwischen den Bäumen, aber ich habe keine Säge gefunden. So, und jetzt schön da herübergerutscht. Noch einen Schluck Medizin, vor dem Zubettgehen, dann wirst Du einen Sack um die Füße bekommen. Halt, nicht schreien, sonst mußt Du husten und jetzt kommt der schwierige Augenblick.“ Noldi muß den Hans auf die Tragabel heben und die steht natürlich im verschneiten Waldboden schlecht. Aber es geht mit Schwanfen und Zwängen und Morzen. Und es geht auch noch weiter hinauf. Noldi schlüpft in die Tragriemen und steht langsam und feierlich mit dem Hans auf. Der Schnee fällt immer dichter. Die Laterne leuchtet die tanzenden Flocken an, die breite, eingemummte Traglast und den Noldi, der in Hemd und Hosen durch den Schnee geht, weil der Hans alle seine warmen Sachen um den Leib gewickelt bekommen hat. Schwer ist es, bei dem tanzenden Licht sicher durch den neuverschneiten Wald zu gehen und mit der Last jedem Strauch und Baum auszuweichen, weil jeder Schlag und Stoß fürchterliche Schmerzen macht. Wie oft muß er drehen und seitwärts ge-

hen, muß er sich krümmen und unten durchschlüpfen. Und Hans ist schwer.

Oft kommt aus dem verbundenen Kopf da hintenoben die Frage: „Wo sind wir jetzt?“ Und immer sind sie noch im Wald. Nur die Geduld nicht verlieren, keinen unvorsichtigen Schritt machen, ein Rutschen und Stürzen kann alles verderben. „Haft Du kalt“, fragt Noldi. „Ja, fürchterlich kalt, wie in einer Gletscherspalte.“ „Ich

stet — „Wollen wir da unten zu, ins Steinibrunn-Haus, einen Schlitten lehnen und zuerst etwas auf den Ofen liegen, oder kannst noch eine halbe Stunde aushalten bis heim?“ „Eine halbe Stunde, das ist ja eine Ewigkeit, aber ich will heim, ich glaube ich halts noch aus.“ „Ich auch, Hans.“ Die Augenbrauen sind dem Noldi gefroren und voll Schnee, auf den Tragiemen, auf dem bloßen Hemd liegt der



Zwei Entlebucher Trachtenmeißchi im Stand

Beim Amts-, Wett- und Wyberschießet im Entlebuch sind auch Frauen und Töchter tapfer mit dabei

auch. Man sollte im Winter die Landschaft heizen.“

Und doch einmal kommen sie an den baumfreien Berghang, dann gehts schneller. „Du, Hans, siehst Du nichts?“ „Nein.“ „Man sollte immer ins Holz ein Scherenfernrohr mitnehmen, weißt Du so eins, wie im Militärdienst die Kanoniere haben.“ „Warum?“ „Wenn Du jetzt so ein verkümmertes Fernrohr hättest, könntest Du die Lichter sehen unten im Tal.“ „Bist ein Esel!“ „Ja, hast recht, ein Tragesel geba-

Schnee, und vom Hals rinnt ihm Wasser den Rücken hinunter. So kommen sie auf die Heinzlismatt zu. Von weit her leuchten ihnen die hellen Fenster entgegen, deren Schein sich breit in die Flocken und die weißen Matten hinausbreitet.

Wärmflaschen sind besser als Tränen.

Noldi schaut einen Augenblick zu den Fenstern auf, dann schwenkt er ab und geht zum Stall hinüber, er öffnet weit das Tenntor. Beim Anarren der Angeln fragt

der Hans: „Wo sind wir?“ „Daheim.“ „Gott sei Dank!“ Noldi denkt, mit der Traggabel kann ich doch nicht ins Haus hinein und mit dem Weibervolk ist so eine Sache, will lieber zuerst mit ihnen reden, bevor ich ihn zeige. Er stellt den Hans an die Wand. Warm scheint es ihm hier zu sein. Er nimmt ihm den Pullover vom Gesicht: „Wie gehts?“ „Es geht immer noch.“ „Also ich geh hinüber und hole Dich dann.“ Noldi kommt mit seinem Schnee in den Haaren mit dem offenen Hemd ins Haus, und klopft an die Stubentüre. Eine Frau macht auf, schreit, greift an die Türrahmen und die Stirne: „Allmächtiger Gott, was ist das. Ein Unglück, Fineli, Vater, ein Unglück, wo ist mein Hans!“ Aber sie ruft umsonst nach dem Vater. Er ist im Dorf, Fastnachtstanz ist im Dorf. Und wieder ruft sie: „Vater, Vater, so sagt doch wo ist mein Hans. Nein, ich weiß, ich weiß, er ist im Wald, ein Unglück, so sagt doch!“ „Nein er ist nicht im Wald, seit Ihr dem Hans seine Frau?“ „Ja, ich bin seine Frau, ach die armen Kinder, wo ist der Hans?“ „Im Tenn drüben ist er“, sagt Noldi und will weiter reden. Aber die Frau schießt aus der Tür und will vorbei und hinaus. Aber Noldi packt sie am Arm und sagt: „Ruhig sein, gute Frau, jetzt müßt Ihr ihm zuerst das Bett richten und Wärmflaschen machen.“ „Ich will ihn sehen, ich will ihn sehen ich weiß, er ist tot.“ Und jetzt vergeht dem guten Noldi die Geduld. Er hält sie unsanft am Arm und packt sie auch noch bei der Hand und führt sie zum Herd und sagt: „Nicht schreien, Wärmflaschen machen! Und dann soll mir jemand helfen im Tenn, ich kann mit den klammen Fingern die Schnüre nicht aufmachen, den Fuß hat er verknagt und gefroren hat er.“ Und schon schreit ein Kind aus der Kammer. Oben wird Licht und ein Mädchen kommt herunter, knöpft das Nieder zu und fährt sich durch die Haare; „Was ist denn, wer seid Ihr, was ist mit dem Hans?“

„Ich bin der Noldi, der Knecht vom Hirzenboden und habe den Hans aus dem Wald gebracht. Er hat den Fuß verknagt. Er braucht etwas Warmes zum Trinken und ein warmes Bett, dann wollen wir sehen.“

Das Mädchen knöpft die Bluse zu stoziert im Herdloch, setzt eine Pfanne auf, bindet die Schürze um, das geht alles wie im Blitz. „Marie, bleib Du da und schau, daß es bald Feuer gibt, und Ihr nehmt da Vaters Tschoppen, bei der Kälte, das ist ja verrückt, gut, daß jemand bei ihm war.“ Wirft sich ein Tuch über die Haare und ist schon draußen und in drei Sprüngen im Tenn. „Aha, jetzt wird's gut“, sagt Noldi und geht ihm nach.

Schon ist Licht dort. „Ei aber Hans, wie siehst Du aus,“ sagt das Mädchen, „ist's schlimm?“ Hans verzieht sein Gesicht in seinen Schmerzen und sagt: „Es geht gerade noch, wo ist der Noldi, was macht meine Frau, halt Fineli, nur sorgsam.“ Fineli will schon aufschnüren. Aber Noldi kommt herzu: „Wir müssen ihn so wie er liegt hinübertragen, damit er nicht noch mehr Schmerzen hat.“ Noldi packt das Brett am Kopfende, Fineli unten bei den Füßen. So tragen Sie ihn mitsamt der Traggabel langsam und sorgfältig ins Haus hinüber. In der Kammer rutschen sie ihn ganz sachte vom Brett auf die Matratze. Ei, wie das wehtut! „Das Scheit müssen wir ihm am Bein lassen, bis der Doktor kommt,“ meint Noldi, „aber etwas Warmes, Wollenes sollten wir ihm anziehen.“ Fineli fragt nicht lange. Es greift in den Kasten, kommt zurück: „So, Hans, das machen wir schnell. Und Du“, sagt es zum Noldi, „Du hältst ihm schön ruhig die Arme hoch.“ Unterdessen ist die junge Frau eingetreten, das Kind im Arm und die Wärmflaschen; sie jammert und das Kind schreit, weil die Wärmflaschen ihm den Arm verbrennen. „Und jetzt Tee und Schnaps“, befiehlt Fineli, „und Du, Noldi, sollst endlich trocken anziehen, da nimm.“ Es wirft ihm ein Hemd zu und geht in die Küche.

Bald hören sie, wie das Fineli draußen dem Arzt telefoniert. Jetzt kommt's wie ein Schüttelfrost über den Hans. Die blauen Lippen zittern. Die Frau bringt ihm Tee. „Dem Noldi auch“, sagt der Hans. „Herrgott, Noldi, was hast Du mir für einen Dienst getan; ich danke Dir meiner Lebtag!“ „Ruhig jetzt, trinken“, sagt der Noldi.

Draußen hört man jauchzende und jodelnde Heimkehrer und Tanzleute. Noldi geht hinaus: „Du, Fineli, sollst noch etwas mehr heizen.“ „Ja natürlich, und Du, was kann ich Dir geben? Willst Glühwein oder magst Kaffee, ein tüchtiges zweiseppäntiges? Daß mir das nicht früher in den Sinn gekommen ist, zu essen mußst doch haben, nichts für ungut. Ich bringe Dir gleich ein wahrhaftes z'Nacht. Du hast jetzt auch eine schöne Fastnacht. Und dann Dank, herzlichen Dank für das, was Du für meinen Schwager, den Hans, getan hast. Gott soll Dir vergelten, was wir nicht können.“ „Das ist nicht der Rede wert.

— Man muß zusammenhalten, wenn man in der Wildi oben ist. Einmal trifft's den, das andere Mal liege ich am Boden und bin um jede Handreiche froh.“ „Bist Du der Knecht vom Hochtal? Hast dort oben gewiß auch nicht immer nur Schönwetter erlebt? Schön muß es dort sein, aber wild.“ Fineli schaut zur Türe hinaus: „Wenn nur der Vater heimkäme! Ei, wie das schneit!

Ich habe Angst, daß der Doktor mit seinem Auto nicht bis ans Haus fahren kann.“

Immer dichter fielen die Flocken. Die Hagpfeile trugen schon hohe Hüte. Der Doktor kam lange nicht. Noldi hatte schön Zeit zu essen, trocken anzuziehen, den Gaul aus dem Stall zu holen, mit dem Schneepflug bis zur Straße zu fahren und einen Rehrplatz vor dem Haus zu ebnen. Als der Vater aus dem Dorf heimkam, sah er den Knecht vom Hirzenboden vor seinem Haus mit dem Roß hantieren und zwar in seinen

Hosen und seinem Tschoppen. Da machte der Herr Korporationspräsident große Augen. —

Wie Noldi seine Stimme und dann seine Sprache verliert.

Noldi ging erst gegen Morgen heim und ein paar Stunden später schon wieder in den Wald hinauf. Er wollte die Ketten, die Bundhacken und das Werkzeug aus dem Reistgraben holen, aus dem Schnee ausgraben, trocknen und in die Hütte zurücktragen. Aber weiter hinauf kam er nicht. Der Schnee trieb ihn zurück, und er war in allen Gliedern müde und zerschlagen.

Da er in den Hirzenboden zurückkam, wußte man schon alles. Das Unglück war heute Dorfgespräch. Die Mutter rief den Noldi vom Stall in die Küche und fragte ihn tüchtig aus. Aber wie sie so am Reden war, sah sie auf die glühenden Wangen und in die erhitzten Augen des Knechtes: „Noldi, du gehst mir sofort ins Bett, hast ja Fieber.“ Noldi lachte. Aber gegen



Engadiner-Haus

den Abend zu schlich er doch früher als sonst in seine Laube hinauf und schlüpfte schlotternd unter die Decke. Und siehe da, die Frau kam zu ihm hinauf, die sonst nur streng und kurz angebunden mit ihm redete, brachte ihm heißen Tee und einen Hustentrank, machte ihm das Zimmer warm, pflegte und wickelte ihn wie ein eigen Kind. Und lieb war sie mit ihm. Noldi spürte, wie ihm die Tränen aufstiegen und das Heimweh ihm ins Herz schnitt, so heftig wie die Schmerzen des Hustens.

Aus seiner Erinnerung stiegen Bilder auf: seine Mutter daheim, wie sie sich damals in seinen kranken Tagen über sein Bett gebeugt hatte, wie sie stundenlang betend bei ihm gesessen. Er sah sein kleines Zimmer daheim mit der schiefen Decke und das Guckfensterchen. Hörte wieder, wie unten die Brüder und Schwestern durcheinanderredeten und mit Teller und Löffel klapperten, bis die Mutter die Suppenschüssel brachte. Und seines Vaters Stimme hörte er, ernst aber lieb. In die Kinderträume hinein schlummerte Noldi in seinem großen Zimmer auf dem Hirzenboden.

Keine böse Krankheit brach bei ihm aus. Am andern Tag wollte er schon wieder aufstehen. Aber reden konnte er nicht. Er wurde stockheiser und hustete. Aber gerade an dem Tag, da er nur mehr so dünnhauchig wie eine sterbende Klosterfrau reden konnte, gerade dann kam ein Brief für Noldi. Ein großer, maschinenbeschriebener Briefbogen mit einem merkwürdigen Briefkopf. Da war er mit „Sehr geehrter Herr“ angedredet. Der Brief kam von der schweizerischen Radiogenossenschaft und brachte ihm kurz gesagt die Einladung, nächste Woche nach Basel zu kommen und im Studio zu jodeln. Noldi wollte laut herauslachen, aber es kam nur ein pfeifendes Krächzen aus seinem wunden Hals. Dafür lachten die andern Leute im Hirzenboden umso lauter. Der Kaverli rief ihm den ganzen Tag und bei jeder Begegnung zu: „Noldi, tue jodle, gang schön go jodle.“ Noldi lachte zu diesen Spässen, aber ganz heimlich probierte er doch jeden Tag, ob es nicht besser werde mit der Stimme und ob er nicht bald wieder einen Fauchzer wagen dürfe. Sobald er aber wieder einigermaßen vernehmbar reden konnte, machte er einen andern Besuch, der ihm auch sehr am Herzen lag.

Er ging zu Hans in die Heinzlismatt hinüber. Wie ganz anders sah er jetzt im großen schönen Haus die Stube, als damals inmitten aller Aufregung in der Nacht. Da war viel Schreibzeug auf dem Tisch ausgebreitet; der Vater saß mit der Brille hinter den vielen Papieren und Rechnungsbüchern. Auf dem reich eingelekten Buffet standen viele Schützenfest-Silberbecher. An

jedem Fenster hingen bunte Glasscheiben. Bilder und Diplome in goldenen Rahmen bedeckten die Wände. Eine alte, kostbare Uhr tickte im geschnitzten Kasten. Der Herr Korporationspräsident ließ seine Rechnungen liegen, stand auf, kam feierlich auf ihn zu und dankte ihm. Noldi wurde recht verlegen. Eine richtige Rede hielt der Präsident mitten in der Stube, sprach von ewiger Dankbarkeit und schloß dann: „Nicht nur ein grandioser Freundschaftsdienst, eine echte Bergkameradschaft war das, nein, eine Lebensrettung. Ich sage das noch einmal, eine Lebensrettung. Hier hast Du meine Hand!“ Noldi wußte nicht wo hinschauen und fragte nach dem Hans, ging dann zu ihm in die Kammer und vernahm, daß der Doktor noch in der gleichen Nacht das gebrochene Bein in Gips gelegt und einen Brustverband wegen den Rippen gemacht. Die Befürchtungen wegen der Lungenentzündung seien nun etwas vorüber. Die neuen Mittel hätten schon eine gute Wirkung gehabt. Aber das Husten mache ihm fürchterliche Schmerzen.

Noldi saß beim Bett, erzählte, wie er mühsam nur die Ketten und den Zappi im tiefen Neuschnee gefunden habe. Und dann ging ihm plötzlich der Faden seiner Erzählung verloren, weil ein Mädchen in die Kammer kam, das Fineli mit seinen goldig blonden Haaren, seinem schmalen, feinen Gesichtlein, den dunklen Augen, wie eine Gemse. Aus der weißen Bluse der Werktagstracht ragte sein schlanker, sonnenverbrannter Hals auf, biegsam und seideweich. Es brachte eine Tasse für den Hans. Die Arme mit der zarten, braunen Hand hoben sich auffällig ab vom rauhen Linnen der Bettüberzüge. Fineli hantierte so geschickt wie eine Krankenschwester. So sorgsam und mitfühlend hob es den Kopf des Kranken, so behutjam setzte es die Tasse an des Kranken Mund: „Es geht ihm besser, Noldi, seit gestern viel besser.“ Noldi wollte etwas antworten, aber er fand kein einziges Wort. Er saß da, mit weit offenen Augen, stumm, wie wenn er wieder stockheiser gewesen. Am liebsten wäre er mit dem gebrochenen Bein im Bett gelegen. Aber davon konnte er doch nicht erzählen.

Mit groben Schuhen auf kostbaren Teppichen

In der nächsten Zeit einmal kam Noldi aus dem Wald. Er hatte in die vor Kälte blaue Luft hinausgejodelt, bis in alle hohen Triller hinauf. Und am andern Tag fuhr er früh am Morgen schon mit dem Zug fort und nach Basel.

Es war für ihn nicht so leicht, das große Radio-Haus zu finden. Zuerst stieg er in das Tram, das in die entgegengesetzte Richtung fuhr. Dann wieder wollte der Tramführer seinen Dialekt nicht verstehen. Aber nach einer Stunde suchen und irren stand er doch vor der großen breiten Treppe des Studios.

In der Glashalle neben dem Eingang stand ein Fräulein am Schalter und fragte mit kunstvoll gemalten Lippen und Wimpern nach seinen Wünschen. Er gab Bescheid. Sie huschte um die Ecke: „Kommen Sie. Darf ich Ihnen den Hut abnehmen? Einen Augenblick bitte. — Bitte nehmen Sie Platz!“ Nun stand er da in der großen weiten Halle, mitten in vielen Polsterstühlen. Männer mit Geigen und Blasinstrumenten schritten an ihm vorbei, Damen mit Mappen. Ein Herr kam eiligst daher, öffnete einen Wandschrank, trat dort hinein und telefonierte. Eine Stiege mit silberigem Geländer stieg aus der Halle auf. Zweimal manns hohe Topfpflanzen standen in den Ecken. Zwischen ihnen stand Noldi. Er konnte doch nicht mit seinen schweren Schuhen auf die Teppiche treten. Er steckte seine untätigen Hände in die Hosentaschen. Das Fräulein mit den schönen Farben im Gesicht kam zurück und brachte einen Herr mit. Der sah aus wie ein Bundesrat und war

höflich wie ein Coiffeur. Er nahm Noldi mit in sein Büro.

Dort setzte er ihn zwischen Berge von Musiknoten und begann sogleich ihm seine Pläne auseinanderzusetzen. Noldi hörte und schaute zu. Geld müssen die Leute haben, dachte er, Geld, direkt zum Wegwerfen. Da war eine Uhr an der Wand, groß und rund, eine stand auf dem Schreibtisch, viereckig, und eine dritte trug der Herr am Arm.

„Wir können vielleicht am besten gleich eine kleine Probe machen“, sagte der nervöse Radiomann. „Darf ich Sie bitten mit-



Der Herr steht wieder hinter ihm und klatscht in die Hände

zukommen, lieber Herr.“ Dem Noldi wurde es langsam trümmelig. — Eine Stiege hinauf, auf Teppichen einen Korridor entlang mit gewiß einem Dutzend Türen, dann in ein Zimmer mit lauter verrückten Apparaten an allen Wänden und auf allen Tischen, dann ein Saal mit ganz tollen, überlebensgroßen Bildern. Oben aus einem Fenster rief ein Herr in einem weißen Hemd. Ein anderer Techniker stellte einen fil-

berglänzenden Apparat vor ihn her. Und jetzt soll er jodeln.

Noldi probiert, der Halskragen ist ihm zu eng, seine Kehle ist ausgetrocknet, und in diesen Mauern, das klingt doch nicht. Auch wird er immer wieder unterbrochen. Sie kommen und stellen den Apparat höher, dann wieder tiefer. Der Mann im kleinen Fenster oben spricht in einer fremden Sprache. Noldi weiß schon, das wird ein blöder Salat. Aber schließlich ist er da und tut, was ihm befohlen wird. „Und wenn alles nichts wird, war's doch eine schöne Reise und noch gratis dazu.“

Noldi jodelte ein ganzes Programm. Man läßt ihn eine dieser aufgenommenen

Platten hören. Er kennt seine Stimme nicht. „Das ist nur so blöd wegen den Mauern und wegen der dumpfen Luft.“ Das ist alles, was er zu diesem Meisterwerk der Technik zu sagen hat. Sie gehen zurück in die Halle. Dort schaut Noldi aus den hohen Fenstern in einen Garten hinaus mit krummen, weißen Birkenstämmen, sieht eine weite Matte dahinter und einen Waldrand. Er bleibt stehen, deutet mit dem Daumen dort hinaus und sagt: „Da draußen sollte ich stehen können, da bei den Bäumen.“ Der freundliche Herr geht zögernd auf diesen Vorschlag ein: „Wissen Sie, es ist fürchterlich kalt da draußen, aber wenn Sie hinausgehen wollen, bitte schön!“ Noldi geht durch die hohe Glastüre und über den Rasen. Und nun beginnt er mit seinem eigenen Jodel, den er als Schafsbub in den Bergen des Hochtals selber gemacht und immer gesungen hat. Keiner hat ihm den nachmachen können, so hoch geht der hinauf mit so einem verwegenen Ueberichlag. In einen dicken Ueberzieher gehüllt, steht der Herr wieder hinter ihm und klatscht in die Hände. Und nun müssen die Techniker kommen und in der Kälte Apparate aufstellen und Drähte ziehen. Und Noldi jodelt wieder und wieder, daß alle Fenster im Haus aufgehen und junge Damen und alte Herren zuhören und Bravo rufen.

Wenn ein Käuzchen schreit.

Auf den steifen Winter kam bald ein sanfter Vorfrühling. Das Grün sproßte auf jedem schneefreien Plätzchen und kroch bis an die Halden hinauf. In der Heinzlismatt lag Hans immer noch im Bett. Jetzt mußte der Vater selber wieder in den Stall und Mist ausfahren. Es war so schwer, einen Knecht zu bekommen. Die Arbeit drängte, und der Vater mußte wegen seinen Beamten und Verwaltungen viel verreisen. Da kam man auf die Idee, im Hirzenboden anzufragen, ob nicht der alte Knecht, der dort so quasi im Ruhestand seine alten Tage verbrachte, zum Aushelfen kommen könnte. Der Hirzenboden-Meinrad konnte diese Bitte nicht gut abschlagen, denn der Heinzlismatt Peter war in der Gemeinde ein gar gewichtiger und angesehenener Mann und hat-

te zu allen Behörden Beziehungen und in allen öffentlichen Angelegenheiten seine Finger drin. Aber mit dem alten Knecht war ihnen auch wenig gedient. So kam es dazu, daß Noldi oft und oft auf der Heinzlismatt wirkte, besonders wenn der Vater geschäftlich abwesend war. Dem Noldi war es nie zuviel, auch wenn er deshalb zwei oder gar drei Stunden früher aufstehen mußte oder länger nicht ins Bett kam.

Aber auf einmal war diese schöne Zeit für Noldi endgültig vorbei. Er wurde mit zehn Kühen in die Alp geschickt, stundenweit fort vom Dorf und von der Heinzlismatt.

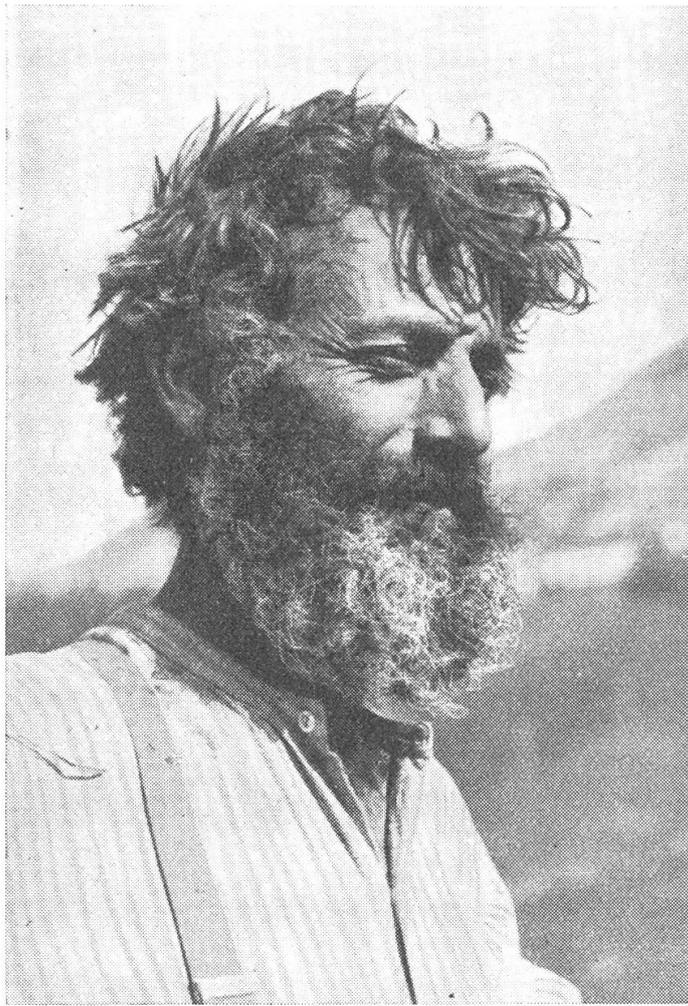
Breit und behäbig lag die Alphütte in den grünen Weiden, die auf der Sonnenseite bis hinauf zum Paß und weit hinüber bis zum großen Felsen mit den Arven reichte. Neben dem Viehstand des Alpbesizers waren noch zwei Parteien mit Alpkühen da und der Noldi als Knecht für die Kühe des Hirzenboden-Meinrad. Stall und Sennhütte und auch die Liegestatt für die Aelpler waren alle unter einem Dach. Eng beieinander lebten die Mannen, Herr und Knecht lagen auf gleichem Heu in den Tastern im gleichen Raum. Da war viel Gelegenheit zu witzigem Erzählen, zu lustigen Spielen und auch zu bissigen Spässen, um die harte Arbeit zu unterbrechen oder die Einsamkeit leichter zu tragen. Noldi mußte bei dem Foppen und Fuxen viel herhalten. Vor allem weil ein fremder Knecht immer doppelt genau ausprobiert werden muß und dann auch wegen seinen besonderen Eigenarten. Noldi wollte nie um Geld jassen. Nach dem Sonntagsgottesdienst in der Alpkapelle machte er sich immer sogleich auf den Heimweg der Alp zu. Er kam nie in die Wirtschaft zu den andern Aelplern. Seine freien Sonntagnachmittage ging er allein in die Felsen hinauf oder über die weiten Alpen, kam mit Blumen zurück oder auch mit Kräutern und Gewürzen, die er auf dem Weg gefunden und die er dann sorgfältig dörkte.

Sie hatten ihm den Uebernamen „der Griß“ gegeben wegen seiner grauen Locke über der Stirne, die so auffällig aus dem schwarzen Haar hervorschaute. „Er ist ein Eigenbrötler und ein Heimlicheiß, der Griß“,

sagten die Mitälpler. Aber dem Griß war das ganz egal. Er war hart bei der Arbeit, heimelig und aufgelegt bei den Plauderstunden der Regenabende und wenn er allein war, dann schien er keineswegs unglücklich zu sein. Er konnte dann in die fahrenden Wolken hinausschauen oder in das wechselnde Licht der Gletscher. Ein Leuchten lag dabei in seinen Augen und ein Lächeln saß in seinen Mundwinkeln, als ob er ganz sicher hinüber in spätere Jahre oder gar in die Ewigkeit schauen könne.

Diese Ruhe und Beherrschtheit in dem jungen Mann fiel allen auf. Aber einmal war auch diese Ruhe aus und fort. In einer sanften Mondnacht — sie waren alle schon früh zur Ruhe gegangen — schlich Noldi heimlich aus seiner Taster, nahm die Kleider vom Nagel und die Schuhe vom Brett und verschwand. In großen Sprüngen lief er die Weiden hinunter und in den Wald.

Kaum zwei Stunden später schrie auf der Hinterseite des Heinzlimatt-Hauses gleich unter dem offenen Fenster von Finelis Zimmer ein Käuzchen. In genau gleichen Abständen kamen die lockenden Laute immer und immer wieder. Fineli glaubte nicht an die Echtheit dieser Vogelstimme. So nahe ans Haus kamen die scheuen Vögel nie. Es blieb schön still im Bett liegen. Aber das Herz schlug immer lauter und schneller, jedesmal wenn die Vogelstimme aufschrie. Es konnte ihm nicht Ruhe befehlen und nicht



Wetterhart

Stille gebieten, dem Herz, das wild gegen die Rissen hämmerte. Und jetzt erst, da ein Schlag mitten in seinem Zimmer dröhnte. Fineli wagte nicht hinzuschauen. Nur langsam hob es den Kopf und ängstlich blickte es in den hellen Streifen Licht, das der Mond auf seinen Boden warf und wo ein Buschen Blumen lagen, Alpenrosen, ein Edelweiß, groß und leuchtend und ein Strubelkopf von einem „Wildmann“. — Dann wußte es, daß Schlafen und Versteckenspielen unnütz war. — Lautlos schlüpfte es aus dem Bett und in die Kleider. Mit bloßen Füßen, schmiegsam und leise wie eine Katze, vorsichtig, jedes Bodenbrett und jeden Tritt prüfend, schlich Fineli die Treppe hinunter und vor das Haus.

Unter dem großen Birnbaum löste sich ein schwarzer Schatten. Dort hinüber sprang Fineli direkt in die offenen Arme hinein und schimpfte leise flüsternd: „Noldi, was kommt Dir in den Sinn! Das ist ja lebensgefährlich. — Der Vater schlägt Dich tot“ und wehrte sich gegen seine Arme und Hände. Und Noldi führt Fineli einen Birnbaum weiter vom Haus weg. Mit einem ernstesten traurigen Gesicht sagt er: „Fineli, ich habe Dir versprochen, ich komme nicht, ich habe Dir das in die Hand hinein versprochen und habe mein Wort nicht gehalten. Ich weiß, Du hast recht wenn Du schimpfst, aber ich habe es nicht mehr ausgehalten ohne Dich zu sehen.“ „Das ist schlimm, Noldi.“ „Du kannst mich

fortjagen, Fineli, ich gehe, jetzt habe ich Dich doch wieder einmal gesehen und gespürt.“ „Ach, Du weißt gut, daß ich Dich nicht fortjage. Ich habe, ich sage Dir ehrlich, in meinem Leben noch nie so Lange-Zeit gehabt. Aber Du weißt ja wie der Vater poltert, seitdem er es gemerkt hat. Der Vater ist in letzter Zeit entsetzlich mißtrauisch, geht in der Nacht im Haus herum, schließt vier, fünf Mal die Haustüre und geht noch ein sechstes Mal hinunter um zu schauen, ob auch der Kiegel richtig vorgeschoben ist. Du glaubst nicht, wie schwer das ist. Dieses entsetzliche Mißtrauen und das schwermütige Sinnen immer um sich zu haben. Er schläft nicht. Ich bin sicher, er schläft auch jetzt nicht. Geh, Noldi, geh, ich muß schauen wie ich glücklich hinauf komme.“ „Aber Fineli, Du zitterst ja, frierst Du?“ „Nein Noldi, ich habe Angst. Geh jetzt, ich bitte Dich.“ „Muß ich nur wegen dem Vater gehen, oder — —?“ „Noldi sei still, — und vergiß mich nicht.“ Fineli drehte sich flink aus seinem Arm und sprang über die Wiese dem Haus zu.

Lange noch waren die Schreie des Käuzchens zu hören. Bis am Fenster oben eine Hand lieben Abschied winkte und bis Noldi sicher war, daß alles im Haus ruhig blieb.

Weit ist der Weg durch die Nacht bergauf mit einer schweren Burdi. Dunkel ist es im Wald, wenn der Mond verschwunden ist und Wolken über die Berge hangen. Gefährlich ist es über schmale Pfade zu gehen, über Felsen und Schutthalden, wenn der Schuh jeden Halt zuerst suchen muß. Noldi kam in die Alphütte hinauf, da alles noch im tiefen Frieden lag. Vor der Hütte schlüpfte er aus den Schuhen und Kleidern. Vorsichtig glitt er durch die halboffene Türe, tastete er an sein Lager und schlüpfte er unter die Decke: „Auw! auw! auw!“ Und zugleich erklang der helle Ton einer baumelnden Ruhglocke und auch noch dazu das laute Gelächter der Sennen. Eine Taschenlampe blinkte auf und zeigte den Noldi, der ganze Buschen Messeln und Dornen unter der Decke hervorholte und zeigte die Ruhglocke über seinem Bett, die mit einer Schnur so gerichtet war, daß er sie selber in Bewegung setzte.

Und die Tischplatte wird naß davon.

Man kann auch in der Liebe Glück haben. Ausgerechnet in dieser Nacht hatte der Vater ausnahmsweise gut geschlafen. Fineli merkte es schon beim Frühstück. Es mußte bei ihm sitzen bleiben, durfte lange nicht hinaus an die Arbeit gehen. Er redete davon, daß er ihm die Schneiderin kommen lasse. Es müsse sich ein schönes Sonntagskleidchen machen lassen. Was waren das für ganz neue Töne? In den letzten Jahren war doch der Vater eher knauserig gewesen. Er hatte den Hans zum Arbeiten getrieben und gehezt, er selber war bis spät in die Nacht über den Rechnungen geessen und hatte viel gejammert wegen dem Geld. Fineli hatte ihm früher viel bei den Schreibern helfen müssen, auch im Büro des Lagerhauses der Einkaufsgenossenschaft, wo er seit Bestehen des Unternehmens Verwalter war. In letzter Zeit aber wollte er alles allein machen. Auch den Lohn für den Hans hielt er oft lange zurück und wegen dem Geld für den Haushalt mußte Fineli oft vier fünf Mal fragen und bitten. Und nun, auf einmal kam unerbettelt ein Geschenk, ein schönes Sonntagskleid. Ja, der Vater war wirklich unberechenbar. Er war auch viel einsam. Seitdem sein einziger Sohn damals, vor Jahren bei der Wildbachüberschwemmung verunglückt war und die Mutter bald darauf krank geworden, trotz aller ärztlichen Hilfe alle Kräfte verlor und starb. Seitdem war der Vater ein anderer geworden. Freilich, vor der Deffentlichkeit, im Ratsaal oder bei Festanlässen, da war er immer noch der gewandte und beliebte Redner, der überlegene, selbstsichere Mann, zu dem die im Tal ausschauten und den sie mit Respekt grüßten. Aber daheim saß er oft in trübe Gedanken verloren auf dem Ofensitz oder auf dem Bänkli in der Laube und man war nie sicher, was für ein böser Blitz aus ihm auffuhr, wenn man ihn störte.

Hans war nun so weit hergestellt, daß er hinken und mit Schmerzen arbeiten konnte. Marie, Finelis Schwester, hatte mit den Kindern und mit der Arbeit, die

Hans noch nicht verrichten konnte, übergenug zu tun. Hans war im Stall, Marie mit den Kindern auf der Matte, Fineli hätte längst schon helfen gehen sollen. Aber der Vater hatte nur kurz gesagt: „Jetzt bleibst Du noch da.“ Während er mit den Fingern die letzten Brosamen vom Tische nahm, fing er an zu reden: „Fineli, wenn Du einmal fort bist, einen Mann hast und hier weggezogen bist, dann wird das für mich ein hartes Leben. Du weißt ja selber, es ist nicht so leicht mit dem Hans, und Marie ist natürlich auf seiner Seite. Aber das möchte ich dann doch sicher und gewiß haben, daß Du glücklich verheiratet bist. Mußt einen Bauern nehmen, mit einem eigenen Heimen, einen Mann, der nur Bauer ist und nur Bauer sein will. — Nicht halb und halb, so wie ich. Aber mit eigenem Grund und Boden. Du gibst einmal eine gute und geschickte Frau. Ich weiß das. Ich bin froh, daß Du Dir das dumme Tun mit dem fremden Knecht endgültig aus dem Kopf geschlagen hast. Schöne

Stimme, Kraftproß, damit ist es nicht getan. Ich bin jetzt zufrieden mit Dir, daß das vorbei ist. Aber sei jetzt vernünftig. Du kannst jetzt noch aussuchen. Wenn ich dann einmal nicht mehr da bin — —.“ „Vater, was meinst Du?“ „Nichts, gar nichts, ich denke nur so meine Gedanken. Und Du sollst auch nach guten, wahrhaftigen Gedanken Dein Leben aufbauen.“ Fineli schaute aus den Augenwinkeln fast gar ängstlich in sein Gesicht, und weil das jetzt gerade so gutig und offen war, wagte es zu fragen: „Und das Herz, Vater?“ Mit einem verschleierten Blick zum Fenster hinaus, sagte der Vater: „Ja

eben, das Herz — — muß man zwingen!“ Fineli blieb lange stumm, endlich fragte es: „Wie macht man das, Vater?“ Er stand schwerfällig auf, stützte beide Fäuste auf die Tischplatte und sagte in müdem Ton: „Das macht das Leben, Fineli, gutes Kind, das Leben zwingt unser Herz...“ Dann griff er nach dem Hut, ging zur Türe, hinaus und fort.

Fineli räumte ab. Bis es alle Tassen und Messer beisammen hatte fielen Tropfen aus seinen Augen auf die schwarze Schieferplatte des Tisches.



„Und das Herz, Vater?“

Feuer auf dem Felsen.

Die Sommer Sonne und der Föhn drückten eine Gluthitze ins Tal. Aber auf den Höhen, in den Bergen und Alpen blieb die Luft rein und hatte jeder leise Windhauch freien Zug. Drei, vier junge Aelpler kamen nun jeden Abend auf dem hohen Felsvorsprung im obersten Genossenschaftswald zusammen. Sie richteten Holz für ein Augustfeuer. Mühsam schleppten sie dürre Aeste und Ab-

fallholz aus dem Wald hinauf auf den Tossen. Natürlich sollte doch ihr Feuer weit herum das größte und leuchtendste werden. Die Versuchung war groß, da und dort ein nahestehendes krummes Tannli umzuhauen und dazuzulegen. Roldi war auch dabei und eifrig. Ihr Feuer sollte bis weit in die Berge des Hochtals hinein gesehen werden.

Der Abend des 1. August kam mild und mit herrlichem Rot über die Berge her. Die jungen Aelpler mochten die hereinfallende Dunkelheit kaum erwarten. Schon leuchtete auf der anderen Talseite ein Flammenzeichen auf. Und was für ein

Feuer! Noldi wehrte sich: „Wir müssen warten, es muß ganz dunkel sein, sonst haben wir zu wenig Holz.“ Da und dort sprangen helle Punkte auf und wurden zu lebendigen Signalen. „Wenn wir zwanzig Feuer zählen können, dann zünden wir an.“

Dann kam der Augenblick, da sie Feuer anlegten, da die Flammen züngelten und aufschlugen, da es krachte und Funken spie. Einer sprang davon und kam mit zwei, drei großen Spalten aus dem Wald und warf sie im Bogen in den Feuerhaufen. „Wo hast Du die her?“ „Da, gleich da unten es sind noch ein paar. Ich gebe sie Euch herauf.“ Da kam eine halbe Beige schön ausgedörrter Spalten von unten herauf, von Hand zu Hand und wanderte ins Feuer. Weitauf stoben die Funken und Gneisten. Fauchzer und Jodel begleiteten sie. Eine plötzliche Begeisterung, eine richtige patriotische Riesenfreude sprang in den jungen Mannern auf, die nicht verlöschte, wenn auch der Scheiterhaufen zusammenbrach und verlöschte. Sie wollten mit ihrer Freude und Kraft noch etwas unternehmen. So kann man doch nicht aufs Heu liegen! „Wir gehen in die Alpwirtschaft.“ „Nein, wir gehen ins Tal!“ „Wir wollen schauen und hören wie unser Feuer gezündet hat.“ Sie löschten aus und so wie sie waren, in Hemd und Hosen, mit den Sennenblusen und mit Brämi im Gesicht, sprangen sie in den Wald und hinunter ins Tal.

Im Dorf war die große Feier auf dem Platz längst vorbei. Der Korporationspräsident hatte eine gewaltige Ansprache gehalten. Die Blechmusik und die Gesangsvereine hatten großes Lob verdient. Nun saßen die Behördenmitglieder und das Volk im „Dchsen“ bei Wein und Bier und das junge Volk vergnügte sich tanzend und singend im Saal und auf dem Podium vor der Wirtschaft. Die Musik spielte, Klarinette trillerten, Baßgeigen brummten. Lachen und Fauchzen, Schreien und Springen alles gehörte diesen Abend zum Vaterland.

Die Aelpler kamen wie Wildmänner in diesen Trubel hinein, wo doch alle Leute im Sonntagsgewand beisammen waren. Jeder nahm sich aus den Zuschauern ein Mädchen

mit auf das Podium und dann verschwanden sie im dichten Gedränge der Tanzenden. Noldi kam mit seiner Partnerin plötzlich ganz nahe zu einem blonden Mädchenkopf. Und da dieser sich drehte, erwischte er einen erstaunten Blick aus Finelis weit offenen Augen. Noldi hob hinter dem Rücken seines Mädchens schnell die Hand mit dem aufgestreckten Daumen auf und zwinkerte fragend. Fineli nickte. Darauf warteten beide auf den nächsten Tanz. Aber sie konnten nicht gut miteinander reden. Schulter an Schulter, Kopf an Kopf drehten sich die Paare. Und was die beiden miteinander zu besprechen hatten, das durfte doch kein Mensch hören. Sie aber verstanden die Sprache, die keine Worte braucht. Sie fühlten, wie die Herzen schlugen und wie das Zusammensein voller Glück und Herrlichkeit ist.

Wie ein Prophet in den Straßengraben und dann ins Bett kommt.

Drunten im Saal saß der Heinzlismatt-Peter, der gefeierte Redner, breit am Ehrentisch. Flaschen und Weingläser standen im Ueberfluß, Blumen und Schleifen zierten den Saal. Bärtige Männer sprachen gewichtige Worte. Aufgeputzte Frauen und Trachtenleute saßen dazwischen mit hochroten Köpfen vom festlichen Wein. Zwischen den Tischen der Jasser stand ein krummes Mannli, mit dreckigen Bergschuhen und abgetragenen Kleidern, der Schafmelk. Er war auch zum Festwein ins Dorf gekommen. Da und dort bot man ihm ein Glas zum Trinken. Dem und jenem bot er einen träsen Spruch, einen salzigen Witz. Auf seiner Reise von Tisch zu Tisch kam er auch zu den hohen Herren, gab ihnen die Hand so feierlich, als ob das für sie eine besondere Ehre wäre und hielt auch da mit seinen lockeren Worten nicht zurück. Zum Festredner sagte er: „Dir, Präsident, kann man gratulieren. Zweimal gratulieren: zu Deiner Rede; das war wie das Evangelium, für Herz und Mark. Reden kannst wie ein Wetterwald. Und dann noch einmal gratulieren: wegen dem Meitschi und seinem Tänzer da draußen. Das ist ein Goldkerl, der Noldi, das sag ich Dir; an dem

wirst noch viel Freud erleben. Das sag ich Dir jetzt und zum Voraus, Präsident. Muß Dir zweimal die Hand geben, hab Dir zweimal gratuliert.“ Peters Kopf wurde noch um eine Schattierung röter. Unwillig schlug er dem Schafmell auf die dargebotene Hand und rief der Kellnerin, sie solle dem Mell etwas zu trinken geben, damit er endlich sein dummes Maul voll bekomme und still halte. Bald darnach holte der Präsident sein Fineli zu sich an den Tisch und hütete es, bis

und nötigen ihn zu trinken. Er schwankt beim Hinausgehen und stützt sich schwer auf seinen Stock. Zu hinterst im Saal, bei der Türe, dreht er sich noch einmal um und ruft: „Der Presi soll nur nicht so geschwollen tun. Das sag ich, der Schafmell. Sonst kommt der Wetterwind und wirft ihm seinen Größenwahn zu Boden. Ich sag Euch, froh sein muß er einmal um den Knecht. Das sag ich, der Schafmell.“ Die letzten Worte waren nur mehr von Wenigen hör-



Die feierliche Segnung der Pferde und Maultiere, die alljährlich am Tage des hl. Ritters Georg im Dorfe Turmann im Wallis vorgenommen wird

er lange nach Mitternacht heimging. Noldi kam dann mit den Jodlern in den Saal. Seine helle Stimme erklang weit über allen andern. Klang übel und tat weh im Ohr des Festredners, und unendlich wohl in den zarten Ohrmuscheln des bleichen Mädchens an seiner Seite.

Der Schafmell wandert von Tisch zu Tisch. Er hat eine Wut angetrunken, weil ihm der Präsident auf die Hand geschlagen hat. Die Bauernbuben treiben ihren Spaß mit ihm, gießen ihm Schnaps in den Wein

bar. Bohn und Schnaps lähmten ihm die Zunge und die Kraft. Die Leute an den Tischen in der Nähe steckten die Köpfe zusammen und tuschelten. Ein Raunen und Raten hob an. Die Worte des „alten Propheten“ wurden weitergegeben. Noldi wurde es ungemütlich. Fineli saß ohnehin so gott ergeben und hoffnungslos in Vaters Griffnähe. Nach dem nächsten Jodel machte er sich dünn und auf den Weg gegen die Alp zu.

Am Weg, vom Gras und Dornhag halb verdeckt, lag der Schafmell und stöhnte. Noldi

di, der ohnehin mit gedankenschwerem Kopf auf den Boden schaute, gewahrte ihn: „Schau da, Dich hat wohl auch der Wetterwind z' Boden gebracht.“ Mühsam drehte sich der Liegende um und schaute auf: „Bist Du der Noldi? Lach nicht! Mir geht's schlecht. Ich habe zu viel ineinander getrunken. Bin nicht mehr zwanzig. Mir ist schlecht. Mir dreht sich Herz und Leber um.“ Noldi stellte ihn behutsam auf die Beine: „Kannst stehen? Kannst gehen, wenn ich Dich führe?“ Melk versucht es: „Noldi, das wird Dir einmal vergolten, was Du an dem alten kranken Mann tuft; weißt Du, wo ich wohne?“ Noldi dachte an seinen weiten Weg in die Alp und an den Krachen, wo der Schafmelk wohnte, der ganz in der andern Richtung lag. Aber er dachte nicht lange nach. „Melk, das geht so zu langsam, komm, wir machen's wie die Kinder.“ Hob ihn auf und trug ihn heim. Melk grunzte zufrieden und nach einer halben Stunde schlief er auf Noldis Rücken ein.

Die Türe zu Schafmelks Unterschlupf war nicht geschlossen. Da drinnen waren keine Kostbarkeiten zu finden. Eine Küche, schwarz wie nasser Felsen. Ein Zimmer, wie eine Werkstatt, Schafpelze an den Wänden und alte Kleider, eine Reihe ausgetretene Schuhe, ein dreibeiniger Hocker am Tisch und ein Bett, etwas schief und nicht gerade frisch angezogen. Noldi legte den schlafenden Melk sanft in die Kissen, zog ihm die Schuhe aus, zündete die aufgehängte Stallaterne an und suchte in der Küche nach Milch. Dann machte er Feuer im Herd. Bis die Milch zum Sieden kam, räumte er auf und wusch die Teller und Tassen, die umherstanden. Dann weckte er den Schnarchenden, stellte die Milch und die Laterne auf den Hocker neben das Bett. „Und nun wünsche ich Dir eine gute Nacht und gute Besserung.“ Melk starrte ihn an wie ein Gespenst. „Bist Du da, Noldi? Immer noch da, bei mir? Siehst Du, das ist ein gutes Herz.“

Und er jodelt noch!

Eine Woche später erhielt Noldi in der Alp einen Brief. Noldi bekam ihn am Abend, las ihn mit langem Gesicht und

offenem Mund und schlief darnach schlecht. Der Korporationspräsident teilte ihm in kurzen Sätzen mit, es sei vom Korporationsförster bei ihm Klage eingereicht worden, er, Noldi, hätte im Wald Holz gefrevelt und müsse sich deshalb am nächsten Samstag nach dem Mittagessen bei ihm auf der Heinzlismatt zu einem Verhör stellen. Noldi suchte am nächsten Tag die andern Kessler auf, die beim Erstaugustfeuer auch dabei gewesen waren. Sie hatten kein solches Schreiben erhalten. Wahrscheinlich also war nur er eingeklagt worden. Noldi überlegte hin und her, Tag und Nacht, wollte einen Ausweg oder Umweg finden. Wollte mit Fineli reden und dann mit dem Meister. Pläne, die er immer wieder verwarf. Tag um Tag verging und schließlich blieb ihm nichts mehr übrig, als pünktlich dort zu sein.

Zaghaft klopfte er an die Stubentüre in der Heinzlismatt. Nicht gerade heldenhaft trat er ein. Der Präsident saß hinter dem Tisch, sagte weder Grüß Gott, noch guten Tag, sondern hielt ihm eine tüchtige Strafpredigt über fremdes Eigentum, zugewanderte Holzschelmen, Waldfrevel und den Leichtsinn, einen großen Bluthaufen in der Nacht, nahe am Wald, liegen zu lassen. Der Schaden sei von Fachleuten abgeschätzt worden. Er, der Präsident, habe nun zu entscheiden, ob man es beim Bezahlen des Schadens bewenden lassen wolle, oder ob noch eine Klage ans Gericht einzureichen sei. Was er dazu sage? Noldi fand die genannte Summe reichlich übertrieben. Aber er merkte schon, daß hier das Markten nicht von Vorteil wäre. Er gab zerknirscht und reumütig den Leichtsinn und den Frevel zu und die Bereitschaft, für den Schaden aufzukommen. Der Präsident aber war damit nicht zufrieden. Er wollte den Noldi in Grund und Boden hinein verdonnern. Fineli mußte herkommen und alle Anschuldigungen mitanhören. Dann mußte es die Schreibmaschine holen, Briefpapier und Durchschläge einspannen und eine umständliche Schrift aufsetzen. Der Vater machte eifrig Notizen, während er dem Fineli die Sätze diktierte.

Während der Vater über sein Notizbuch gebeugt schrieb, geschah es, daß der nieder-

geschmetterte Angeklagte dem Fineli zur Schreibmaschine hinüber zwinkerte und daß Fineli tröstende und verständnisvolle Blicke zurückwarf. Selbstverständlich ordneten die Beiden sofort wieder ihr Gesicht zu tief-ernsten Mienen. Aber einmal schaute der Vater unvermutet und zu schnell auf und ertappte die Beiden noch im süßesten Lächeln. Nun brach ein Donnerwetter los, mit Blitz und Sturm und Hagelschlag. „Geh hinaus!“ schrie der Vater mit hochehobener Faust. Fineli wollte eiligst verschwinden. Aber er packte es über den Tisch am Arm:

„Nein, Du bleibst da! Der da soll gehen, fort aus meinem Haus, fort aus dem Land, der Lotterbub!“ Noldi blieb bockstill. Des Vaters Stimme überschlug sich im Zorn. „Geh, sag ich, mach, daß Du aus meinen Augen kommst, Du Schelm!“ Noldi stellte sich kampfbereit. Er blickte gespannt wartend dem Gegner in die Augen. Nur für eine kurze Sekunde schaute er zu Fineli hinüber. Das Mädchen bedeutete ihm mit einem Blick und einer kaum sichtbaren Kopfbewegung, ruhig zu bleiben und zu gehen. Dann drehte sich Noldi halbwegs um und ging ohne ein Wort hinaus.

„Vater, rege Dich doch nicht auf! Was hast Du denn?“ „Jetzt hab ich es gesehen. Jetzt hab ich gesehen, wie er Dich einfangen will. Und Du auch. Du hast Dich auch verraten.“ Fineli wollte beruhigen. Es wußte aus der Erfahrung der letzten Zeit, wie sehr er sich mit solchen Anfällen schade. Es wollte auch nicht, daß man des Vaters Stimme bis in die Straße hinüber hören sollte. Kaum, daß es einen Schritt auf die Türe zuging, rief er es zurück: „Da bleibst!“ Fineli blieb am Buffet stehen und wurde

unter seinen Anklagen hart. Es schaltete das Radio ein, damit irgend etwas geschehe, daß Vaters lärmende Stimme übertönt würde. Tanzmusik kam nun plötzlich in den Streit hinein: „Das muß nun aufhören, endgültig aufhören! Wenn der noch einmal in Deine Nähe kommt, dann schlag ich ihn in kleine Stücke, so ein Schelm!“ Fineli wollte gut und freundlich auf ihn einreden. Da tönte Noldis Stimme herein: „Holdi jo dijo huldulidui...“ Der Vater hielt einen Augenblick inne, dann brach er aufs neue los: „Hörst Du, der jodelt noch! Hörst Du, der lacht mich aus —!“

„Dulidulidui ho“ klang Noldis herrliche Stimme aus dem Radio. Nun merkte es der Vater auch, woher der Jodel kam. „Stell ab!“ Aber die wenigen Töne und Klänge hatten genügt, um dem Fineli Sicherheit und Halt wiederzugeben.

Im Wildheu und bachnaß.

Manchmal sind die Alpen tagelang von Nebeln verhängt. — Und dann zwischen hinein leuchtet ein Morgen auf von

überwältigender Pracht. Herrliche, frischgewaschene Luft schwimmt in den Sonnenstrahlen und eine Klarheit und Leuchtkraft der Farben überglänzt Weiden, Wald, Felsen und Schnee. Ein solcher Tag lag ausgebreitet über die Alpenwelt, da Noldi in den hohen Bhanggen Wildheu mähte. In der Nacht war er da hinauf gestiegen. In den frühesten Morgen hinein hatte er das taufeuchte junge Gras gemäht, das nun in der Sonne trocknete und wie eine Kräuterapotheke duftete. Er saß auf der obersten Kante, wo der Fels jäh aufsteigt zum Gipfel und aß sein Mittagsbrot. Auf seiner Brust hing der Feldstecher, den er aus alter Gewohnheit



„Geh hinaus!“ schrie der Vater

für solche „Spaziergänge“ immer mitnahm. Man kann doch nie wissen, ob nicht ein Rudel Gemsen oder sonst ein Wild in die Nähe kam. Seine Augen wanderten während der kurzen Rast über alle Höhen und Grate und alle Wege und Pfade, bis hinunter in den Wald und ins Tobel. Da unten lief ein Mensch den einsamen Weg in die Ribialp hinüber. Noldi konnte die weite Strecke bis zur Ribialp übersehen, Hügel an Hügel, das lange Moor, die Waldstreifen, die Geröllhalde. Wer geht denn in der heißen Sonne dorthin?

Im Feldstecher wurde der dunkle Punkt zur Frauengestalt. Noldi hielt das Glas so still wie in einen Schraubstock eingespannt, verfolgte die steigende Figur bis zur Wegkehre, wo sie sich wenden mußte. Dann war er sicher. Das war Fineli. Und nun flogen Rechen und Gabel zweimal so flink wie am Morgen. Aber immer wieder setzte er sich und schaute durchs Glas auf den einsamen Weg.

Die Burdenen lagen verschnürt und gebündelt, da er sah, wie das Mädchen wieder auf den Heimweg von der Ribialp-Hütte wegkam. Langsam und vorsichtig mußte er die Burdenen auf dem schmalen Einstieg bis zu den obersten Föhren tragen. Unterdessen stiegen schwarze Wolken auf und ein böser Wind trieb Felsen vor sich her. Von hier aus sah er nicht mehr hinüber. Aber im Kopf rechnete er jedenkehr und Schritt aus. Er sah das Wetter kommen, wußte, daß nur eine einzige Hütte dem Mädchen Schutz bieten konnte auf dem weiten Weg. Er packte seine Burdenen unter einen überhängenden Felsen und sprang hinunter, mitten in die Wetterwand hinein. Wie das pfiß, wie das blißte und grollte, wie der Wetterschlag an den hohen Wänden wiederhallte und wie Tropfen und Schlossen niederprasselten!

Die Sennenbluse über dem Kopf, rannte er durch den Gisch und Nebel zu jener Hütte am Weg. Sie war geschlossen. Auf der Steinplatte davor lagen bunte Federn von Raubvögeln, Zeugen eines wilden Kampfes. Noldi rüttelte und rußte an der Türe. Da rief von innen eine Frauenstimme: „Salt, ich mache gleich auf.“ Nach

wenigen Augenblicken knarrte das Schloß und die Türe ging langsam auf. Fineli stand im Türspalt tropfnaß. „Also doch“, sagte Noldi, „hab ich richtig gerechnet; wie siehst Du aus!“ Fineli stand verlegen da, die Haare in die Stirne geklebt, die Kleider glatt an den Körper geplatscht, die Schuhe und Strümpfe voll Dreck. „Noldi, Du kommst mir ungelegen. Ich wollte meine Kleider trocknen.“ „Und ich hatte so eine Angst um Dich, seitdem ich das Wetter kommen sah, dachte, wenn Du mir nur nicht unter die hohen Tannen stehst.“ Dann aber kniete Noldi nieder und machte Feuer. Eine Holzhütte, Löcher im Dach, Kläcke in den Wänden, daß der Wind durchpfiß; der Rest eines Tisches, eine krumme Bank, Walderde der Boden, aber ein Himmelreich für die Beiden. Sie saßen am Feuer und schauten sich an. Draußen trommelte und rauschte der Regen, das Licht der Blitze hüllte sie für Augenblicke wie in eine Feuersbrunst. Das Krachen des Donners zwang sie immer wieder zu schweigen, weil sie das eigene Wort im wilden Grollen nicht mehr hörten. „Da hab ich Dir ein Edelweiß mitgebracht. Es ist das schönste, das ich heute gesehen habe, das einzige, das ich mitgenommen habe. Das ist für Dich.“ Fineli fand an sich kein trockenes Plätzchen für das Edelweiß und behielt es in der Hand. Dann kam es darauf zu reden, wie der Vater seit dem fürchterlichen Streit immer wieder tief trübsinnige Tage durchmache. „Weißt Du, Noldi, ich glaube nicht, daß er Dich nicht mag, daß er auf Dich selber einen Haß hat. Aber er hat Angst um mich. Er fürchtet sich, wenn ich in eine Armut hinein heirate. Er hat in letzter Zeit sowieso immer Angst wegen Geld und Inflation.“ „Und Du, Fineli, hast Du auch Angst wegen dem Geld?“ Da lachte das Mädchen überlaut. Von der Wärme des Feuers waren ihm die Haare über der Stirne trocken geworden und standen nun in wilden „Ruibili“ um das zarte liebe Gesicht: „Ich habe keine Angst wegen dem Geld, nie! Ich will arbeiten und leben, mehr will ich nicht. Ich will das Herz nicht zwingen.“ Noldi stand auf: „Und ich will arbeiten und leben und Dich gern haben, will Dich in die Arme nehmen und küssen.“

Und das tat er auch. Fineli fühlte sich plötzlich aufgehoben, wehrlos in mächtig starke Arme eingeschlossen, spürte sein Gesicht und seine Lippen, die ihm den Atem raubten. Bewegungslos blieb es und stand dann da, mit geneigtem Kopf und sagte leise: „Es ist nicht recht, mich so zu erschrecken, wo ich mich nicht wehren und nicht fliehen kann.“

„Du sollst mir ja nicht fliehen und darfst mir nicht davonlaufen, nie, nie, unser ganzes Leben lang nie!“

Das Feuer plauderte und zappelte lustig, warf seine Flammenzungen nach allen Seiten, wenn der Wind wieder durch das Rauchloch blies. Der Regen peitschte an die dünnen Wände, Blitz und Donner sammelten sich um die einsame Hütte. Fineli und Noldi saßen beisammen, ruhig und glücklich und in Sicherheit, als ob die ganze Welt nur um ihr Glück besorgt, nur für ihre schöne Zukunft bedacht wäre. „Jetzt will ich Dir sagen, Fineli, mein lieber Schatz,

ich fürchte mich nicht. Jetzt weiß ich, daß Du mich gern hast. Und Du sollst wissen, daß ich nie mehr von Dir lasse. Jetzt lege ich meine ganze große Liebe in Deine Hand. Die soll Dir für immer gehören. Was auch kommt. Ich bin Dir treu. Ich bin in den wilden Bergen des Hochtals aufgewachsen. Ich weiß, was das heißt, das Leben für einen Kameraden einsetzen. Ich weiß, was Treue ist. Aber das, was ich Dir jetzt und

für immer gebe, das ist noch viel mehr. Das ist hart und beständig und lauter wie der Kristall, den wir aus unseren Granitfelsen brechen.“ Dann zeigte er auf seine Strähne grauer Haare. Weißt Du, woher das kommt?“ Und er begann zu erzählen von jener Nacht in der Lawine, da er um einen Kameraden zu retten, selbst verschüttet wurde,

am Tage sich endlich befreien konnte und eine zweite Nacht dort blieb, um den Kameraden nicht allein zu lassen. — „Dort oben ist mir das Haar weiß geworden.“

Ein Kampf um Ehr und Leben.

Ein paar Wochen später, nahe vor der Alpabfahrt, mußte Noldi wieder ins Tal, wieder dringend in die Heinzlismatt. Er hatte eine Rechnung bekommen und eine Mahnung, das Geld für den Schaden im Korporationswald sofort zu bezahlen. Die Kameraden vom schönen Augustfeuer hatten den Betrag zusammengezahlt. Nun

ging er mit dem Geld zum Präsidenten. — Ruhig schritt er auf das große, schöne Bauernhaus zu, schaute zu allen Fenstern auf, trat ein, klopfte an die Türe. Fineli war nicht zuhause. Seine Schwester sagte ihm, daß der Vater auf dem Büro der Genossenschaft sei. Noldi machte Kehrt und ging dorthin. Auf sein Klopfen an der Bürotüre antwortete ihm eine fremde, barsche Stimme. Noldi trat ein. Am großen Schreib-



Photo L. von Matt

Wind und Sonne im Ruibelhaar

tisch sah er einen fremden Herrn sitzen mit ernstem Gesicht, fein gekleidet, grau in den Haaren, und vor ihm große Stöße von Dokumenten und Formularen. Und diesem Herrn gegenüber saß bleich und abgehakt der Heinzlismatt-Peter. „Was wünschen Sie?“ frug der fremde Herr. Noldi zeigte die Rechnung und sagte, daß er bezahlen wolle. „Gut, geben Sie das Geld.“ Noldi zählte die Fünfliber auf das Pult und der Fremde zählte nach. Dann gab dieser dem Präsidenten die Rechnung zum Quittieren hinüber. Der Vater unterschrieb mit zitteriger Schrift, sagte kein Wort und reichte ihm die Quittung. Der fremde Herr fragte: „Wünschen Sie sonst noch etwas?“ „Nein! Danke, adieu!“ Noldi ging. „Was war hier geschehen? Warum sah der Präsident so entsetzt, so eingefallen aus?“

Ja, das hatte vor einigen Tagen angefangen und hatte nun gerade seinen Höhepunkt erreicht. Damals war ganz unvermutet und unangemeldet dieser Rechnungsrevisor auf das Büro der Genossenschaft gekommen, hatte ruhig und sachlich angefangen, die Rechnungen der letzten Jahre zu prüfen. Er hatte seinen Auftrag von der Zentraldirektion unterschriftlich vorgewiesen. Der Revisor hatte sofort den Eindruck gewonnen, daß der Verwalter über sein Kommen arg erschrocken war, stellte Fragen, verlangte dieses und jenes Beleg, verlangte alte Rechnungen und Quittungen und am Abend schloß er alle Bücher und Akten in den großen Kassenschrank und nahm selbst die Schlüssel mit. Jeden Morgen war der Vater bleicher und übernächtiger zu dieser unfreiwillig gemeinsamen Arbeit erschienen.

Sobald Noldi aus dem Büro verschwunden war, beugte sich der Revisor wieder über seine Zahlenkolonnen und notierte mit einem Rotstift auf ein Blatt neben sich. Der Vater saß müßig gegenüber. Er starrte mit großen Augen auf die roten Zahlen. Eine Wespe summte und kreiste über den Beiden und schoß immer wieder mit einem dumpfen Ton an die Fensterscheibe. Dann und wann schaute der fremde Herr plötzlich von der Arbeit auf und faßte mit einem zwin- genden Blick das Gesicht des Präsidenten

ins Auge. Dann wieder murmelte er: „Bis jetzt 12,300, 12,650, 13,210.“

Plötzlich sprang der Vater von seinem Stuhl auf und schrie: „So reden Sie doch endlich!“ Der Revisor schaute mit stechenden Augen auf: „Sie müssen reden, Herr Verwalter, Sie! Ich warte schon lange, bis Sie mit Reden anfangen, endlich! Warte schon drei Tage.“ „Ich bin kein Schelm!“ „Herr Verwalter, verlängern Sie nicht unnötig diese peinliche Szene. Ich weiß jetzt genug. Ich habe die Beweise hier. Und weitere Beweise stehen in Ihrem Gesicht geschrieben. Sagen Sie, wie viel ist in den letzten vier Jahren aus diesen Rechnungen verschwunden?“ Da riß der Vater die Schublade auf, griff nach der Armeepistole und zielte in das harte Gesicht des Revisors. Dieser schlug ihm blitzschnell die Pistole aus der Hand, nahm sie vom Boden auf und warf sie in den Papierkorb hinter sich. Keuchend blieb er vor dem Verwalter stehen: „Machen Sie sich nicht noch unglücklicher. Die Pistole ist nicht mehr geladen, ich habe gestern heimlich die Patronen herausgenommen.“ Da sank der Vater in seinen Stuhl zurück, stützte die Ellbogen auf die Tischplatte und den Kopf in beide Hände und weinte. Der große, starke Mann weinte. Sein Rücken zuckte wie in Krämpfen. Der Revisor blieb schweigend gegenüber sitzen. Nach langer Zeit, da das Schluchzen seltener geworden, schaute der Vater aus seinen nassen Händen auf und bat: „Haben Sie Erbarmen mit mir, mit meiner Familie. Mit meinen Kindern und Großkindern und mit meiner Frau, die im Grabe liegt.“ Der Revisor sprach ganz ruhig: „Es ist nicht meine Aufgabe, über Schuld und Sühne zu urteilen. Ich muß nur feststellen, ob Ordnung oder Unordnung da ist. Aber das sage ich Ihnen, Herr Verwalter: Ihre Familie haben Sie auch damals gehabt, Ihre Kinder und Großkinder, da Sie mit diesen Gaunereien angefangen haben. Damals, damals hätten Sie an Ihre Familie denken sollen. Und wenn Sie mir jetzt nicht sofort und genau sagen, wieviel es ist, dann lasse ich Sie verhaften.“ Der Vater bat und flehte; er versprach, alles genau nachzurechnen und den doppelten

Betraa zu ersetzen. Der Revisor blieb stumm. Er spannte ein Blatt in die Schreibmaschine, schrieb lange und nachdenklich, dann hielt er ihm den Bogen hin: „Wollen Sie das unterschreiben?“ Der Präsident las, holte noch seine Brille vom Pult und las wieder. Dann unterschrieb er zitternd seinen Namen. Der Revisor griff nach dem Telefonapparat, stellte eine Nummer ein und redete ganz kurz: „Es soll sofort jemand in das Genossenschaftsbüro kommen.“

Schweigend saßen die beiden Männer da. Jeder starrte in das Gesicht des Gegners. Fast röchelnd kam aus des Verwalters Mund: „Und jetzt?“ Und der Revisor ruhig und hart: „Jetzt kommt das, was Sie mit Ihren falschen Buchungen verunmöglichen wollten, — kommt das, was Sie in den letzten Nächten ausgedacht haben.“ Ein leises Klopfen an der Türe. Der Verwalter fuhr auf. „Herein“, sagte ruhig der Revisor. Die Türe tat sich auf und Fineli stand da. „Du hast mich durch das Telefon rufen lassen, Vater. Ist Dir nicht gut?“ „Ja“, sagte der Revisor, „Ihr Vater hat Herzbeschwerden. Er wird in nächster Zeit nicht mehr hierher ins Büro kommen. Herr Verwalter, packen Sie Ihre privaten Sachen aus dem Pult. Fräulein, nehmen Sie die Dinge in Ihre

Einkaufstasche.“ Fineli gehorchte mechanisch ihm wurde selber schlecht. „Und hier den Vismer auch,“ bemerkte der Revisor. „Jetzt adieu, Herr Verwalter, adieu Fräulein.“

Der Revisor schaute noch lange vom Fenster aus zu, wie das Mädchen mit dem Vater am Arm über die Wiese ging, mit dem Mann, der in wenigen Stunden alt geworden war.



Im Dorfe Ernen im Wallis

Photo B. Rast

Sinter Gittern.

Nie ist die Landschaft so farbenfroh, wie im Herbst. Nie kleidet sich der Wald so festlich, so reich, wie in der Jahreszeit, die nun ins Tal kam. Nie im Jahr sind auch die Sonnentage so zauberlich schön, wie wenn die Natur ihre letzte Pracht vor dem kommenden Winter noch einmal ausbreiten will. Aber was helfen alle diese Schönheiten — wenn die Augen nicht lachen, das Herz sich nicht freuen kann!

In der Heinzlismatt blieben die Tage trüb und traurig, mochte die Sonne noch so freundlich in die Fenster blicken und auf all die Herrlichkeiten ringsum scheinen. Der Vater saß trübsinnig in seiner Kammer oder auf dem Ofensitz. Jedesmal, wenn der Briefträger kam, fuhr ihm der Schrecken aufs Herz und wurde er bleich und fahl. Fineli redete nicht viel und fragte nie.

Hans, der vom Gerede der Leute am meisten vernommen hatte, zeigte seine feindliche Haltung dem Vater gegenüber ganz offen. Marie suchte möglichst beiden auszuweichen und hatte genug zu tun, den Kinderlärm etwas zu dämpfen. Wochen vergingen. Jeden Tag erwartete der Vater die Vorladung.

Wenn Fineli ins Dorf zum Einkaufen ging, in einen Laden trat, dann verstummte das Gespräch. Viele Frauen machten ihm mitleidig Platz, andere redeten es frech und hochnasig an.

Das Gerücht von großen Unterschlagungen in der Genossenschaft schlich von Heimen zu Heimen, in jedes Haus und jede Hütte. Wie immer, wenn niemand etwas Genaueres weiß, wurden die Tatsachen gewaltig übertrieben. Man sprach von 20, 30, 50-tausend Franken.

Der Vater schloß sich viel in seiner Kammer ein, packte den Sekretär aus, rechnete und schrieb, rechnete und zählte und schloß alles wieder ein. In der Nacht noch hörte man ihn aufstehen und herumgehen, hörte wie die Pultklappe seines Sekretärs quitschte. Fineli wollte immer den Arzt kommen lassen. Aber der Vater wehrte sich energisch gegen jeden Besuch. Seine Aemter gab er sofort alle auf. Niemand durfte in seine Nähe kommen. Wenn Fineli in der Stube arbeitete, merkte es oft, wie der Vater unverwandt zu ihm hinüberschaute, wortlos und manchmal mit nassen Augen.

Fineli wurde dabei auch menschenscheu. Auch es schloß sich von den Menschen ab. Kam in Eile, ohne ein überflüssiges Wort, ohne eine Minute zu verlieren, von seinen Besorgungen aus dem Dorf zurück. Zuhause floh es in sein Zimmer hinauf, wenn es Schritte auf das Haus zu kommen hörte. Der Schwester gab es Bescheid, daß sie allen Leuten, ausnahmslos allen Leuten, zu sagen habe, es sei gerade nicht zu sprechen. Auch wenn die Schreie eines Käuzchens ohne Aufhören und ganz in der Nähe des Hauses lockten, Fineli machte keine Bewegung, kein Licht und kein Zeichen.

Endlich kam die Vorladung vom Verhörrichter. Der Vater ging, seit vielen langen Wochen zum ersten Mal wieder aus dem Haus und über die Straße, ein alter, un-

sicherer Mann, dem die Kleider zu weit geworden waren, ging und kam nicht mehr zurück.

Das war eine Nacht. Die Kinder schrieten, Marie weinte, Hans fluchte und lästerte. Fineli trug sein todkrankes Herz hoffnungslos in sein Kämmerchen hinauf. Es wußte nicht was geschehen war, wußte nur, daß ein untragbar schweres Unglück über ihre Familie gekommen, den Vater erschlagen und sein Glück zertreten hatte. Hilflos und ohne Ausweg kniete es vor seinem Bett, die Hände gefaltet, schaute aus den tränenwunden Augen auf zum Muttergottesbild und bat um Kraft, all das so zu tragen, wie sie ihr Leid getragen.

Am andern Tag kamen Gerichtsherren und verlangten Schriftstücke und Papiere. Fineli, das dem Vater immer die Schreibarbeiten besorgt hatte, mußte den Herren Red und Antwort stehen. Hans wollte zwar mit Faust und Karabiner auf sie los. Aber das machte den Polizeileuten wenig Eindruck. Ohne Rücksicht verlangten Sie jedes Schriftstück, das ihnen wichtig schien. Vaters Sonntagsrock hing an der Türe. Auch dort in den Taschen suchten sie nach Notizen.

Dann kam wieder ein schwerer Tag. Fineli ging in den Hauptort. Ein Köfferchen in der Hand, den Kopf gebeugt vor Scham und Schande, schritt es auf das Untersuchungsgefängnis zu. Es glaubte, jeder Mensch auf der Straße sehe ihm an, wer es sei, und denke, das ist nun das Mädchen des Präsidenten, der wie ein Zuchthäusler gefangen sitzt.

Der Polizeiwachtmeister wollte ihm das Köfferchen mit der Wäsche für den Vater abnehmen. Aber es bat so dringlich und so ergeben, daß es mit ihm hinauf in die Zelle gehen durfte. Fineli wollte nicht vor dem Wachtmeister mit dem Vater reden. Aber dieser wartete mit den großen Schlüsseln unruhig, bis es wieder mit ihm kam. Da packte es halt schnell seine Sachen aus und sagte: „Du mußt warm anziehen Vater, wenn Du jetzt keine Bewegung hast und keinen Dfensiß. Und da ist ein Lismex. Ich komme bald wieder. Und da habe ich Dir das kleine Kreuz von der Mutter selig

mitgebracht. Und ich zweifle nie an Dir, Vater, und bete immer.“ Dann nahm es den Vater, der armselig auf seiner Britsche saß, lieb um den Hals und küßte ihn auf beide Backen. „Fineli! — Fineli!“ Aber schon öffnete der Wachtmeister die Türe zum Gehen. Und das Mädchen folgte ihm gehorsam nach.

Wie manches Elend hat diese Stiege schon getragen. Wie mancher schwere Gang hat auf dieser Stiege den Anfang genommen oder das Ende gefunden. Gott weiß!

In Gold geschrieben.

Noldi hatte schon vor der Abfahrt von den Gerüchten gehört. In all den Wochen, seit denen er nun wieder im Hirzenboden war, hatte er versucht, Fineli zu treffen. Wie oft war er nachts unter seinem Fenster gestanden. Er war direkt ins Heinzlismatt-Haus gegangen am hellen Tag. Fineli sei nicht da. Am Sonntag hatte er es in der Kirche gesehen und dann gewartet und aufgepaßt. — Fineli war früher und auf Umwegen heimgegangen. Noldi ging ins Dorf und kaufte Feder und Papier. Nahezu zehn Briefböglein hat er verschmiert und beschrieben. Jedesmal hat er wieder alles zerrissen, weil die Worte auf dem Papier nie das ausdrücken konnten, was er sagen wollte. Er versuchte wieder zu Fineli zu kommen. Ergebnislos. Nun hörte er, daß der Vater im Untersuchungsgefängnis war. — Jetzt mußte etwas geschehen.

Es geschah auch wirklich etwas. Noldi bekam selbst einen Brief. Oh, welch einen traurigen und doch so lieben Brief von Fineli. Es schrieb darin von seiner Liebe



Dann nahm es den Vater, der armselig auf seiner Britsche saß, lieb um den Hals

und daß nun alles verschüttet und vergraben sein müsse. Es hätte sich vor ihm versteckt und sei immer vor ihm geflohen, weil ihm jedes Wort viel zu weh getan hätte. Nun aber müsse es ihm alles gestehen. Und weil es zum reden nicht die Kraft und nicht das Herz habe, wolle es ihm schreiben. „Du hast mir ewige Liebe und Treue geschworen. Ich gebe Dich wieder frei. Ich bin in Elend und Schande gekommen. Ich will nicht, daß Du auch in die Schande kommst. Vergiß mich und meine Liebe.“ Noldi bekam diesen Brief beim Nachtessen, er brannte ihm schon in den Händen, da er noch verschlossen war. Er las ihn drüben im Stall. Er las ihn wieder und noch einmal. Er las ihn droben in seiner Laube. Dann sprang er wieder aus dem Bett, zog sich an und hastete aus dem Haus. Diese Nacht schrie und lockte das Käuzchen stundenlang. — Aber kein Hüschen, kein Köpfchen, keine Hand kam zum Fenster. Anderntags fuhr Noldi mit dem Velo in den Hauptort.

Er stellte sein Rad auf dem großen Platz beim Uhrmacherladen an die Mauer und ging hinein. „Guten Tag. Ich will einen schönen Ring.“ Auf gepolsterten Brettern legte ihm der Verkäufer an die hundert Ringe vor. „Nein, nein“, wehrte Noldi, „für ein Mädchen und nur echtes Gold.“ Der Verkäufer packte wieder weg und brachte andere Sammlungen: „Wie groß?“ Etwa so, wie das forderste Glied an meinem kleinen Finger.“ Noldi wählte sorgfältig, schließlich nahm er einen schönen Ring heraus, prüfte lange die Verzierung, wog ihn in der Hand und sagte: „Den will

ich, aber ihr müßt da innen eingravieren. Was kostet der?“ Der Verkäufer nannte einen hohen Preis. Noldi stutzte. Aber nur einen winzigen Augenblick lang, dann sagte er noch einmal: „Den will ich. Und hinein müßt Ihr gravieren: Dein Noldi.“ Ob er in einer Stunde wiederkommen wolle um den Ring zu holen? „Nein, ich warte da. Ihr müßt mir auch noch mit der Maschine eine Adresse schreiben.“

Der Briefträger brachte in der Heinzlismatt ein kleines Paket als Antwort auf den Brief, der zwei Tage vorher mit so schwerem Herzen aus diesem Haus getragen worden war. Ein kleines Paket mit fremdem Absender. Fineli schnitt achtlos die Verschnürung auf. Hob den Deckel der kleinen Schachtel ab, hielt plötzlich in seinen Bewegungen inne und tat einen heftigen Atemzug. Ein großes, leuchtendes Edelweiß lag auf Seidenpapier darin. Fineli schloß hastig wieder, nahm Schachtel und Papier an sich, hob die Schnur vom Boden auf und verschwand im Hui die Stiege hinauf. Fineli war doch nicht so alt, daß es wegen den paar Sprüngen über die Tritte ein solches Herzklopfen bekommen mußte. Es schloß seine Kammertüre ab, trat zum Fenster und öffnete behutsam nochmals die kleine Schachtel. Das Edelweiß, so groß und schön, das kam vom Hochtal, das wußte es. Noch nie hatte es ein so schönes gesehen. Dann nahm es das Seidenpapier heraus, fand ein kleines Etui und darin einen goldenen Ring. Das Herz wollte ihm fast stille stehen. Wie glänzte das Gold. Wie schön waren die Verzierungen verschlungen. Fineli nahm ihn beglückt heraus und steckte ihn an den Finger. Wie schön wurde seine Hand mit diesem Schmuck. Dann aber suchte es nach dem Brief. Packte die seidenfeine Wolle aus. Nichts, kein Brief. Erst später sah es im Ring die Worte in das Gold eingeschrieben: „Dein Noldi.“ Fineli ließ seine Hände sinken und blieb sinnend stehen. „Ja, so ist er, der Noldi, wie Gold.“

Besser als ein hundertjähriger Schnaps.

Uebergroß war die Freude, wie vom Glück überschüttet fühlte sich Fineli. Aber

unbarmherzig kam wieder die Wirklichkeit. Der Vater war immer noch in Haft. Nun wollte Fineli dem Vater aber auch eine Freude machen. Schon am frühen Morgen packte es den kleinen Bub in seinem schönsten Tschöpli auf das Velo und fuhr mit ihm zum Vater. Im Dorf, da es durch die enge Gasse fuhr und in die breite Straße einlenkte, wäre es beinahe vom Spitalauto angefahren worden, das in heftigem Tempo vorüberaste. Fineli wußte nicht, daß sein Vater darin lag. Es wollte mit dem kleinen Bub einen Besuch in der Gefängniszelle machen, und damit einen Sonnenstrahl in Vaters schreckliche Beflemmung hineinleuchten lassen. Der Polizeiwachtmeister erklärte ihm mit ernster Miene und mit Schonung, daß das nicht möglich sei. Der Vater habe in der Nacht einen Ausbruchversuch unternommen und sich dabei verletzt. Eben hätten sie ihn in den Spital in die Stadt geführt. Er sagte auch, wie schwer der Vater in den letzten Tagen gelitten habe, schreckliche Angstzustände und Schwermut. Was sollte Fineli nun tun. Mit dem Bub in die Stadt nachfahren? Das war unmöglich. Hier im fremden Ort das Kind irgendwohin geben? Fineli fuhr heim. Später konnte es von der Spitalschwester telefonisch Bericht erhalten: vorläufig sei keine direkte Lebensgefahr, aber alle Besuche blieben für längere Zeit verboten.

Dann kamen in den nächsten Tagen und Wochen sonderbare Nachrichten aus der Stadt. Und bei jedem Besuch in Vaters Krankenzimmer oder bei den Ärzten vernahm Fineli eigenartige und unerwartete Berichte. Zuerst war der Vater tagelang in einer Art Ohnmacht gelegen. Die Ärzte hatten viele Mittel angewandt und wenig Erfolg gesehen. Dann hatten sie neuartige Untersuchungen angestellt und Proben in die Laboratorien geschickt. Der Patient blieb vollständig apathisch und ohne jeden Lebensmut. Darnach untersuchten sie mit Röntgenapparaten. Das führte schließlich auf die rechte Spur. Vater wurde operiert. Man hatte nämlich eine Geschwulst unter der Schädeldecke erkennen können. Zu dieser schweren Operation wurde auf Ersuchen des Spezialisten auch der Gerichtsarzt zugezogen.

Fineli durfte zwei Wochen nach der glücklich verlaufenen Operation zum ersten Mal zum Vater hinein gehen. Er lag mit verbundenem Kopf da, müde und blaß. Die Krankenschwester blieb im Zimmer und deutete dem Mädchen, daß es nur leise und wenig reden dürfe. Fineli blieb nur einige Minuten am Bett. Es wußte nun genug. Es hatte in Vaters Augen ein Leuchten entdeckt, das in den letzten Jahren nie mehr zu sehen gewesen war.

Es durfte auch beim Spezialarzt, der den Vater operiert hatte, einen Besuch machen. Der große Mann im weißen Kittel war sehr freundlich mit Fineli. Er hieß es in einem breiten Polsterstuhl Platz nehmen, zündete sich eine Cigarre an und wanderte dem großen Bücherschrank nach hin und her.

— Dann und wann blieb er während den Erklärungen vor ihm stehen, dann nahm er seinen Gang über die Teppiche wieder auf. „Fräulein, Sie sehen bleich und kränklich aus. Am

besten wäre es, ich würde Ihnen einen guten Cognac servieren. — Aber die Nachricht die ich Ihnen geben kann, diese gute Nachricht, wird Sie besser beleben und wird Ihnen bekömmlicher sein, als ein hundert Jahre alter Cognac. Sie haben in letzter Zeit viel durchgemacht, ich weiß davon. Das ist jetzt vorüber und wird sein gutes Ende finden. Glauben Sie mir. Vorläufig müssen wir schauen, daß wir Ihren Vater wieder auf den Damm bringen, dazu haben wir die besten Hoffnungen und Anzeichen. Und dann kann ich Ihnen sagen was Ihr Vater getan hat, die Geschichte mit dem Geld, das ist nicht bei voller Urteilskraft geschehen, das war eine Folge sei-

ner Krankheit. Ich sage Ihnen ehrlich und frei heraus, wenn ich selber ein solches Geschwür im Gehirn gehabt hätte, ich weiß nicht, ich glaube ich hätte mich und sieben andere umgebracht. Sie können das nicht verstehen, mein Fräulein, aber wir Spezialisten wissen, wie ein Geschwür an dieser Stelle fürchterliche Depressionen und Angstzustände erzeugt. Ihr Vater hat doch oft um seine Existenz und Zukunft gefürchtet, nicht

war? Ich sage Ihnen, ein normaler Mensch kann niemals ausdenken, wie fürchterlich diese Angst auf einem Menschen lasten kann, und zu was für Notwehr, ich möchte sagen zu was für Berrücktheiten dieser Druck auf das Gehirn den Menschen treiben kann. Sie werden Ihren Vater lange in Pflege geben müssen. Er wird eine ergiebige Kur machen müssen. Dann wird er zurückkommen als ein lieber alter Herr und wieder froh und glücklich werden können. Es ist dann noch die Sache mit dem



„Fräulein, Sie sehen bleich und krank aus.“

Gericht. Ich sage Ihnen, eine Verurteilung ist von unserem medizinischen Standpunkt aus geradezu lächerlich. In diesem Zustand kann bestimmt nie, auch nicht das härteste Gericht, die volle Zurechnungsfähigkeit annehmen. Gerade deshalb habe ich auch zur Operation den hiesigen Gerichtsarzt zugezogen. Er wird Ihren Instanzen den entscheidenden Befund zustellen. Und nun, was habe ich gesagt: Brauchen Sie noch einen Cognac? Sie sehen ja wieder prachtvoll aus. Gehen Sie heim, danken Sie Gott und werden Sie glücklich!“ „Ja, Herr Doktor, das will ich gerne tun“, stammelte Fineli und nahm voll Freude und Dankbarkeit die dargebotene Hand.

Zwei Besuche.

So wie im Leben die schweren Tage, die bitteren Wochen, Leid und Trübsal von Tagen des Glücks, von Zeiten herrlichen Friedens abgelöst werden, so kam auf den harten Winter, nach der bitteren Kälte, nach Schneesturm und Bismwind die warme Luft über die Berge, kam der Föhn, der die geheimen Knospen aufsprengt und die grünen Gräser hervorlockt, kam die Sonne auch wieder zu den Schattenhängen und in jeden verborgenen Winkel des Tals. Mit dem Föhn kam auch einmal Noldis Mutter zur Frau auf den Hirzenboden. Sie wollte wissen, ob er anständig arbeite und brav geblieben sei. Und so etwas fragen die Mütter am besten bei den Hausfrauen. Die beiden Mütter hatten viel zu berichten und lange beim Kaffee zu sitzen. Für ein Gespräch mit dem Noldi blieb nicht so viel Zeit. Ob er bleiben wolle, noch ein Jahr? Ob er Langezeit habe nach daheim und dem Hochtal? Und dann der Bericht, wie es dem Vater gehe. Sie saßen auf dem Bänkli in der Frühlingssonne, bis Noldi in den Stall mußte. Dann kam sie auch dorthin, bewunderte das prächtige Vieh, die fetten Schweine. Und da sie über die Matten dem Dorf und dem Bahnhof zuing, konnte sie nicht genug staunen über die prachtvollen Obstbäume im Blust. Vor der Abfahrt des Zuges sagte sie dem Noldi: „Was ich gesehen habe, hat mir gefallen, das Haus und der Stall und wie sie zu Dir sind. Aber am besten hat mir gefallen, Dir ins Gesicht zu schauen: Du bist so geblieben wie Du fort bist, mein lieber und braver Bub!“ Dann schaute sie nicht mehr zurück. Sie hatte genug zu tun mit dem Einsteigen und Zurechtkommen in dem noblen Eisenbahnwagen. Das war sie sich nicht gewohnt.

Auch ein anderer Besuch kam noch auf den Hirzenboden. Der kehrte aber erst abends und zuerst im Stall ein. Der Schafmelf kam von der Brunnenseite her in den Gaden zum Noldi. Er bat um etwas kuhwarme Milch, fragte, ob sonst niemand hier herum sei und setzte sich beim Kalb auf den Barnen. „Noldi, Dein Schwiegervater ist im Tessin.“ Das Zischen im Melkfessel

verstummte plötzlich. „Habe ich einen Schwiegervater?“ „Stell Dich nicht dumm. Der Schafmelf weiß alles, was in den fünf Tälern geschieht und dann noch ein Stück hinüber ennet den Gotthard. Und ich sage, Dein Schwiegervater ist im Tessin. Gestern ist er von der Stadt weg hinuntergefahren im Zug, hat rote Backen und einen stattlichen Umfang und das Fineli bei sich.“ Noldi kam mit dem Kessel auf den Melf zu: „Bleibt es lange dort unten?“ „Zwei Tage, aber es kommt erst in fünf Wochen heim, ein Rätsel, he?“ Noldi nahm den Melf nicht ernst und setzte sich wieder zwischen die Kühe. „Noldi, wenn der Schafmelf etwas Wichtiges zu sagen hat und deswegen extra weit herkommt, dann soll man gut aufpassen. Aber Du bist noch zu jung. Ich sehe das. Ich komme dann in zwei, drei Monaten wieder. Nur das will ich Dir noch voraussagen, damit Du mir das nächste Mal besser glaubst: Die nächste Woche wirst Du in die Stadt gehen, und zwar in ein Haus am Fischmarkt. Mehr sag ich nicht. Behüt Gott!“ Noldi schaute ihm nach, ob er wohl wieder zu viel getrunken habe, er wollte ihn zurückrufen. Aber der Schafmelf ging geraden Ganges über die Matte unter den blühenden Apfelbäumen durch. Noldi dachte nicht im Traume daran, in die Stadt zu gehen. Er studierte also auch nicht lange dem Sinn der anderen Rätsel nach. Der Schafmelf wollte wohl wieder einmal den großen Propheten spielen.

Am Ende der Woche aber fielen ihm diese Worte wieder ein, da er einen Brief vom Fineli in den Händen hielt. Fineli war bei einer Tante in der Stadt und schrieb ihm, er solle doch unbedingt die nächste Woche auf Besuch kommen in das rote Haus am Fischmarkt. Es wolle ihm etwas gar Schönes zeigen, das es nicht mit nach Hause nehmen könne. Noldi fragte also den Meister, ob er diese Woche einmal einen freien Tag bekommen könne, und dann auch noch gerade, ob er das Velo mitnehmen dürfe?

Wie ein Vater, oben am Tisch.

Frühlingswetter, frohe Fahrt, ein blauer See, ein freier Tag und den lieben Schatz dabei, wer sollte da nicht jodeln und jauch-

zen! Noldi fuhr die weite Strecke in die ferne Stadt wie im Traum. Er grüßte alle Leute, als ob sie seine Vettern und Basen wären, wie sie auch in der Stadt zu Scharen daher kamen und erstaunt umschauten. Das Haus am Fischmarkt war wirklich rot und leicht zu finden. Noldi fand die Türe verschlossen am hellen Tag. „Dhä, und jetzt?“ Fünf verschiedene Glockendrucker zierten den Haustürrahmen. Da war guter Rat teuer. Aber schon flog im zweiten Stock ein Fensterflügel auf und ein blonder Mädchenkopf lachte hinaus. Ein Summen, und die Türe ging auf rätselhafter Weise auf. Noldi stellte sein Velo in den Hausgang und stieg die teppichbelegte Treppe hinauf. Dort hing ein großer Spiegel an der Wand. Er sah sich als ganzen Mann darin. Von den staubigen Schuhen bis zum glitzernden gestickten Hirthemd und zum großen Edelweiß am Hut. Er schaute sich mit schräg gestelltem Kopf einen Augenblick an, dann aber interessierte ihn doch, was ihn oben erwartete, mehr als seine eigene Gestalt.

Mit seinen schweren Schritten kam er zur Wohnungstüre des zweiten Stockes und entzifferte die Schrift des Schildes. Unterdessen ging die Türe auf und ein Mädchen mit weißer Schürze und weißem Dienstmädchenhäubchen stand vor ihm. „Fineli!“ rief er und streckte ihm beide Hände entgegen. Aber Fineli blieb ernst und fragte mit spitziger Höflichkeit: „Was wünscht der Herr?“ Noldi sah das versteckte, schalkhafte Lächeln und ging sofort auf den Spaß ein. Er verbeugte sich etwas und sagte: „Ich habe einen Brief bekommen; ich soll hier ein gewisses Fräu-

lein besuchen.“ „Wie ist Ihr Name, mein Herr?“ „Ich heiße Noldi, der Griß.“ „Treten Sie bitte ein; ich will Sie gleich melden, Herr Griß.“ Fineli öffnete weit die Türe und ließ ihn herein. Und dann, gleich nach den ersten zwei Schritten, umarmten und begrüßten sich die Beiden nicht wie Herr und Fräulein, sondern wie zwei junge Menschen, die eben unendlich lange auf diesen glücklichen Augenblick gewartet hatten. Fineli löste sich zwar schnell wieder aus

seinen Armen, sprang zur Türe und schloß sie energisch mit dem Schlüssel ab. Noldi schaute erstaunt zu. Ein Gedanke fuhr ihm durch den Kopf: Zum ersten Mal hinter verschlossener Türe! Fineli sah dies und flüsterte ihm zu: „Das ist nur wegen den Kindern, sonst laufen sie hinaus und fallen die Treppe hinunter. Aus einem Zimmer erscholl Kindergeschrei. Aber Fineli ließ sich davon nicht stören. Es führte den Herrn Griß in den Salon, hieß ihn im Klubsessel Platz nehmen: „Darf ich Ihnen eine kleine Erfrischung an-



Des Bergkinds stille Freude

bieten, vielleicht ein Likör oder ein Sprudelwasser?“ „Danke Fräulein, ich bin wirklich herrlich erfrischt!“ Daraufhin bot ihm Fineli lachend noch einmal von diesem Sprudel, der ihn soeben so herrlich erfrischt hatte. Setzte sich auf den Rand eines Fauteils, warf das weiße Häubchen und die Schürze im Bogen auf das Kanapee und begann zu erzählen: Die Tante und der Onkel hätten eine Komreise machen wollen. Sie wurden aber daran verhindert, weil sie die beiden Enkelkinder bei sich hatten. Sohn und Schwiegertochter, also die Eltern dieser Kinder, seien im Ausland

und hätten vorläufig die Kinder dagelassen, bis die Verhältnisse draussen besser seien. Nun sei es der Tante zuhülfe gekommen, hüte für die paar Wochen die Wohnung und die Kinder unter der Bedingung, daß Tante und Onkel beide unterdessen in Rom fleißig beten für sein zukünftiges Glück. „Und nun, warte einen Augenblick.“ Fineli verschwand. Der Kinderlärm verstummte. Fineli kam zurück, ein Mädchen an der Hand führend und einen kleinen Hosenmann auf den Armen: „Das sind nun meine Kinder: das Lisbethli und“, mit besonderer Betonung sagte es: „das ist mein lieber Arnoldli. Sag schön guten Tag, Onkel Noldi.“ „Guten Tag, guten Tag, guten Tag!“ plauderte Arnoldli und schmiegte sich an den fremden Mann: „Blumen, schöne Blumen“, und packte mit dem kleinen molligen Händchen Noldis Hirthemdstickerei. Lisbethli kam schüchtern bis an seine Knie und blieb dort schweigend in Betrachtung versunken. Der dreijährige Bub und das etwas ältere Mädchen belegten den hereingeschnitten „Onkel“ bald mit ausgefallenen Wünschen. Er sollte Ball spielen, die Puppenküche anschauen, Bilderbücher erklären, Schuhe binden und eine Beule beblasen, alles zur gleichen Zeit. Und da er das so hingebungsvoll tat und deshalb zu keinem richtigen Erzählen kam, packte Fineli die beiden Schmarozer fort ins Kinderzimmer.

Die Sonnenstrahlen, die den Schatten des hohen Fensterkreuzes auf den Teppich warfen, waren schon ein gutes Stück gewandert. Die Kinder hatten sich fast heiser geschrien nach Fineli und Onkel, weil beide Hunger und Essen vergessen hatten. Nun war aber große Eile notwendig. Noldi mußte in die Küche kommen und rüsten helfen. Rübli und Rusterli in Händen, schaute Noldi auf sein Fineli, freute sich an jeder flinken Bewegung, am sicheren und sauberen Hantieren und staunte, wie schnell und gut die Düste aus der Pfanne kamen. Dann wurde er mit den Kindern ins Esszimmer geschickt. Dort konnte er zuschauen, wie Fineli den Tisch deckte und die Platten brachte. Im Hui saß ihm Fineli mit den zwei Kindern gegenüber. Sie falteten manierlich die Händchen zum Tischgebet. Noldi vergaß Löffel

und Suppe. Er mußte immer hinschauen in dieses, in sein Glück hineinschauen. Wie Fineli Essen austeilte, die Kinder zur Manierlichkeit ermahnte, dem Bub so lieb Löffelchen um Löffelchen eingab. Ihm war der Braten wurst und die Bohnen, der Wein und das Dessert. So glücklich, so über alle Maßen voller Freude, war er gewiß seiner Lebtag noch nie gewesen. Dann nahm ihn Fineli mit ins Kinderzimmer. Er mußte helfen, den Schlingel ins Bett legen, mußte mit dem kleinen Hemmlimann schimpfen und das Züpfenmädchen in den Kissen ermahnen, mußte dem Bub den Teddybär und dem Lisbethli seine Puppe in die Arme legen. „So und jetzt ist Ruhe“, sagte Fineli mit erhobener Finger, „der Onkel geht jetzt in den Salon und jetzt bleiben alle schön still, sonst gibts Tätzsch.“ Die Kinder gehorchten glücklicherweise. Fineli servierte in feinen Tassen den schwarzen Kaffee und stellte das Radio ein: „Vielleicht kommt ein Jodel von Dir.“ Sie saßen wie Königskinder im Märchenbuch so glücklich beieinander. Wie viel hatten sie zu berichten und zu erzählen, zu sorgen und zu planen! Wie schnell schlug immer wieder die Uhr, wie bald erwachten die Kinder wieder! Und wieder saßen sie, eine Familie, um den Tisch. Gegen Abend mahnte Fineli plötzlich zum Aufbruch. Aber Lisbethli protestierte. Seine Puppe schlief so schön in Noldis Hirthemd in der Ecke und durfte nicht geweckt werden. Arnoldli verlangte, daß der Onkel ihm noch einmal, nur noch einmal das Auto aufziehe. Aber Fineli ließ von keiner Seite Ausreden gelten. Es hob den Bub vom Boden auf, hob ihn auf die Arme, herzte und küßte ihn: „Mein lieber, lieber Noldili!“ Der Bub nahm alle Küsse und Liebkosungen begeistert entgegen und gab sie dann alle dem großen Noldi weiter.

Eine weite glückliche Reise.

In der Heinzlismatt war die Stimmung zänkisch und gehässig. Der Vater hatte aus dem Tessin geschrieben, Hans solle ihm Geld schicken. Hans hatte selber kein Geld. Alle Leute, denen der Vater etwas schuldig war, wollten jetzt plötzlich ihr Geld haben. Sie schrieben drängende Briefe und ließen vom

Advokaten schreiben. Er mußte Vieh verkaufen. Hans wäre gerne Gemeinderat geworden und war auch längst dafür ausersehen. Aber nach dieser Betrugsaffäre war natürlich nicht mehr daran zu denken. Hans mußte erleben, daß sein ärgster Feind an seiner Stelle gewählt wurde. Seiner Frau machte er wegen jeder Kleinigkeit Vorwürfe. Und nun warf er ihr zehnmal im Tag Vaters Brief hin und schrie: „Da schick Deinem Alten Geld, schließlich ist ja das nicht mein Vater!“ Später schrieb er ihm einen kurzen, niederträchtigen Brief. Er sollte selbst für Geld sorgen. Er habe ihn damals auch nicht gefragt, da er für sich hinterrücks Geld besorgt habe. Vater schrieb dann an Fineli in die Stadt und bekam von dort, was er dringend nötig hatte. Sobald Finelis Tante und Onkel von Rom zurückgekehrt waren, reiste Fineli ab. Es stieg aber nicht in den Zug, der heimzufuhr. Still und ver-

sonnen saß es in seinem Abteil, schaute in die hineinle-

Landchaft hinaus, auf der die Hitze eines frühen Sommers lag. Nach dem sechsten Halt des Zuges wurde es unruhig, öffnete das Fenster, lehnte hinaus und winkte mit dem Taschentuch, bis der Zug beim Bahnhof Halt machte. Dort stand Noldi und stieg zu ihm ein. In rascher Fahrt fuhr die Eisenbahn ins Tal hinein, über Brücken und Rampen den Berg hinan, bis gegen die schneeigen Gipfel hinauf.

Von dort gingen sie Hand in Hand einen weiten Weg. Wetterbraun standen die Häuser und niedrig, mit Schindeln und Steinen bedeckt. Mächtige Felsblöcke lagen im Matt-

land. Frisch war die Luft und das Wasser im Bach, an dem sie rasteten und ihr Brot verzehrten. Weiter, noch weiter wanderten sie, bis zu dem kleinen Bergdorf im weiten langen Tal, wo keine Obstbäume wuchsen und der Gletscher in alle Fenster hineinleuchtete. Dort kehrten sie ein, im kleinen Haus mit der langen Reihe schmaler Fenster, kamen in die Laube hinauf, wo die Wäsche hing, traten in die finstere Küche und in die niedrige Stube. Wie staunten

die Brüder und Schwestern und freuten sich, da der große Bruder heimkam, plötzlich mitten unter ihnen stand und ein schönes Mädchen in einer fremden Tracht bei ihm war. Der Vater, ein untersehter, etwas gebeugter Mann, mit einem wilden dunkeln Bart, kam von der Arbeit herein, Freude in den Augen und Stunder. Die Mutter, geschäftig und besorgt, der feinen Tochter doch schnell einen guten Bissen aufzustellen. Wo hatten alle diese Leute nur Platz unter diesem



Dann machte die Mutter jedem ein Kreuz auf die Stirne

Dach? Und doch war ein Kämmerlein für Fineli hergerichtet und ein Bett für Noldi. Aber bevor sie spät in der Nacht zur Ruhe gingen, blieben die Eltern und das Paar vertraut und heimelig um den Tisch unter der großen Petroleumlampe sitzen. Da wurde nicht viel von Erinnerungen gesprochen. Da wurden im ernstesten Gespräch neue Pläne, altbewährte Grundsätze und die Zukunft erwogen. Hier in den rauhen Bergen werden die Menschen vom Leben so hart angefaßt, daß sie das Wichtige erkennen lernen und das Große in hartem Kampf erringen müssen.

Ein kluger Mann war das, der da seine Arme breit auf den Tisch legte und mit prüfenden Blicken in den Gesichtern seiner Lieben die Wirkung seiner träfen Worte verfolgte. Vorsichtig und beherrscht im Reden, aber kühn in seinen Plänen und nüchtern. Fineli fühlte sich bei diesen Leuten wohl. Hier war kein Scheinen- und Blendewollen. Hier war echter, gerader Sinn, ein natürliches Zusammenhalten selbstverständlich, Einanderhelfen aus einem warmen, gütigen Herz heraus.

Am andern Tag begleitete die Mutter das Paar bis dort, wo der Weg vom Talboden in die wilde Schlucht führt. „Du gefällst mir, Fineli, wirst auch Kummer bekommen mit dem wilden Bub, aber Du hast eine gute Hand und bist lieb.“ Dann machte die Mutter jedem, dem Fineli und dem Noldi, ein Kreuz auf die Stirne: „Behüt Euch der liebe Gott!“

Die Beiden schauten ihr zu, wie sie tapfer den steinigen Weg zurückging. Dann stiegen sie hinab in die Schlucht.

Am gleichen Abend noch kamen sie im kleinen Kurort im Tessin an. Sie suchten die Pflegepension und trafen den Vater im Garten auf seinem Liegestuhl. Zuerst trat Fineli zu ihm hin. Wie groß war die Freude des Wiedersehens! Und sie wurde nicht getrübt dadurch, daß Noldi auch dabei war. Vater war ein anderer Mann geworden. Wohl waren noch die Narben von Operationswunden zu sehen, aber sein Leben und Fühlen und Denken war ganz neu erwacht. Bis die Abendkühle und die Krankenschwester sie ins Haus vertrieb, saßen sie unter den vielsfingerigen Blättern der Palmen. Nach dem Essen, auf dem Zimmer, sprach der Vater zu beiden ganz ruhig vom Geld und Gericht. Er erzählte, wie er das unterschlagene Geld alles sorgsam auf die Seite gelegt und versteckt habe. Wie seine Angst ihn immer mehr in eine entsetzliche Furcht vor seiner Verarmung getrieben habe. Auch während der Untersuchungshaft habe diese Angst ihn gezwungen, das Geld und Versteck zu verheimlichen. Nach der Operation sei endlich mit den Kräften auch wieder ein natürliches Denken bei ihm aufgekommen. Sobald er nun hergestellt sei, werde er sich

dem Gericht stellen und den Schaden gutmachen. Er wolle auch büßen, was an Schuld noch übrigbleibe und verlangt werde. Schande und Zuchtthaus könnten nicht so schlimm sein wie diese furchtbare, würgende Angst, die er durchlitten habe. Mit Noldi sprach er wie zu einem Sohn. Er interessierte sich für alles: Grasswuchs, Alpzeit, Obstwachs, Viehpreise, nur nach dem Hans frug er nicht und redete kein Wort von ihm. Von den wenigen Stunden, die sie zusammenbleiben konnten, ging ihm keine Sekunde verloren. Wie lieb fuhr er dem Fineli mit der bleichen Hand über die Wangen: „Liebes Kind, hast viel durchmachen müssen mit Deinem Vater, hast viel gelitten wegen mir!“ Und Fineli: „Sei still, Vater, ich bin so glücklich, wie es jetzt ist. Aber siehst Du, mein Herz zwingen, das habe ich nicht gekonnt.“

Drei Dokumente.

Jetzt kam eine Zeit, da im Tal einige öffentlich dokumentierte Neuigkeiten das Mundwerk der Leute in Bewegung versetzte. Das Staunen wollte nicht aufhören. Und das fing so an, daß der Schafmelk zum Noldi auf den Hirzenboden kam, in den Stall zum Melken. Er schlürfte aus dem dargereichten Tafli warme Milch und Schaum und bevor er seinen Schnauz und Bart abputzte, begann er zu reden: „Nun sind die drei Monate um, jetzt nimmt mich wunder, ob Du mir recht zuhören willst.“ Noldi, der gerade eine Kuh ausgemolken hatte, setzte sich grad vor dem „alten Prophet“ auf den Melkstuhl, aufmerksam wie ein Schüler. „Also, mein alter Freund, was bringst Du mir?“ Der Melk stellte sich grad auf und sagte: „Nicht mehr und nicht weniger als ein Heimen! Und zwar gerade recht für Dich. Trägt elf Kühe, hat ordentlich Wald, gutes, eigenes Wasser und ein Alprecht. Aber es darf kein Mensch, keine Maus und kein Spaz davon wissen.“ Noldi wurde ernst. Der Meister kam auf den Stall zu. Noldi setzte sich zur nächsten Kuh und Melk sprach von einer Kibi, die dieser Tage auf der Schattseite gegen das Tobel zu angerissen habe. Sobald der Meister wieder fort und im Haus drüben verschwunden war, setzten

sich die Beiden zusammen und redeten und sprachen. Aber so geheim, daß kein Spatz und keine Maus ein Wörtchen vernehmen konnte.

Kaum zwei Wochen später traten zwei Männer aus der Türe des Amtshauses im Hauptort. Der eine zitterig und grau, stützte sich unsicher auf seinen Stock, der andere breitbeinig und wetterfest, mit schwarzem Bart und wilden Haaren. Der Alte sagte: „Jetzt bin ich eine Sorge los, und Du hast's billig.“ Und der andere darauf: „Hab meiner Lebtag daraufhin geschafft und mich und die Frau nicht geschont, daß einmal einer von den Jungen den Sprung ins Tal machen kann. Jetzt ist's geschehen und im Grundbuch. — Jetzt gilt's einen Schoppen Wein.“ Sie gingen beide zufrieden in die Wirtschaft am Platz.

Das war das erste Dokument, das die Talleute in Aufregung versetzte. Daß der fremde Knecht vom Hochtal in das Heimen „Steinbrunn“, als sein eigen, einziehen sollte. Das Heimen, um das sich schon lange vier Vettern stritten, das zu hinterst in der Gemeinde am Sonnenhang lag, dessen Haus und Stall so freundlich auf die Straße hinüberblickten. Um den Streit zu entgehen und dem nachfolgenden Haß hatte es nun der alte Besitzer an einen Fremden verkauft. An einen Fremden, der ihm friedliches Wohnrecht, gute Sicherheiten und vom baren Geld viel in goldener Münze angeboten. Mit Schiff und Geschirr, mit Vieh und Fahrhabe und allen alten Truhen und Kasten hatte er es gegeben und für sich nur das Nötigste zurückbehalten. Das schöne Haus mit drei Vordächli und den vielen blinkenden Buzscheibenfenstern.

Ein zweites Dokument wurde in der Kirche von der Kanzel herab verlesen. Und tat allen Leuten kund, daß das Fineli von der Heinzlismatt und der neue Bauer im Steinbrunn zusammen Hochzeit halten wollten. Kein großes Fest. Keine bekränzten Automobile. Kein üppiges Mahl an festlich geschmückter Tafel mit Gästen und langen Reden. Am Morgen früh standen die Beiden in der Pfarrkirche vor dem Traualtar. Zum schönverzierten Ring steckte Noldi dem Fineli noch einen zweiten, einen schmalen

Goldreif an den Finger. Der Priester segnete sie, ihre Hoffnungen, ihre Freude und ihre Liebe. Still und andächtig wohneten sie der heiligen Messe bei. — Ohne Aufsehen und ohne Böllerknall schritten sie über den Platz. Sie gingen hinauf zum Wallfahrtsort der Gottesmutterweit oben am Berg und dann heim. Ins Steinbrunn-Haus, das mit offenen Türen das junge Paar aufnahm. Das war ihre Hochzeitsreise. —

Ein anderes Dokument wurde im Rat-



„Ich komme fragen, ob ich bei Euch wohnen darf.“

haus geschrieben: Der Freispruch des Heinzlismatt-Peter. Die ärztlichen Gutachten, das Ersetzen aller veruntreuten Gelder boten den Richtern die gesetzliche Grundlage dazu. Im Herbst, zur Zeit, da die blumengeschmückten Senten von den Alpen ins Tal zogen, kam ein stiller Mann vom Bahnhof, ging auf abgelegenen Seitenpfaden am Dorf vorbei, das Tal hinauf. Dort, wo der Wald vom Berg herab bis an die Straße reichte, dort machte er Halt. Er schaute zurück über die Bäume und Giebel, zum Kirchturm, der hochauf die Dächer überragte, mit einem weiten, wehmütigen Blick überfah er das liebe Tal. Dann wendete er sich ab und schritt weiter, hinter den Wald, die grüne

Wiese hinauf zum Steinibrunn-Haus. Dort klopfte er an, blieb unter der Haustüre stehen, bis jemand hinauskam. „Vater!“ rief die junge Frau, „Vater!“ und fiel ihm um den Hals. Und er: „Ich komme fragen, ob ich bei Euch wohnen darf?“ Fineli ließ ihn nicht mehr los. „Koldi, Koldi, der Vater ist bei uns! Koldi, der Vater bleibt bei uns!“ Wie ein Jubel, wie ein Freudenschrei drangen diese Worte in Stube und Kammern und hinaus in die Matten. Schon hörte man Koldi's Holzschuhe auf den Steinplatten. In fünf Sprüngen war er da: „Seid willkommen, Vater! Seid uns von ganzem Herzen willkommen!“

Am Abend, beim letzten Verglühn des Gletscherleuchtens, saß der Vater, müde von der langen Reise, im Lehnstuhl oben am Tisch. Koldi und seine junge Frau hörten ihm zu: „Ich habe mir lange überlegt, habe auch lange gezögert, ob ich Euch fragen dürfe. Und nun bin ich doch hier. Ihr lieben Kinder habt mir über Erwarten einen so glücklichen Empfang bereitet. Wenn ich darf, ich bleibe hier, bis Ihr mich einmal forttragt. Ich will nicht mehr in mein Haus. Ich habe dort so viel gelitten, so fürchterliche Nächte und Tage durchgelitten. Ich möchte nicht einmal in der Erinnerung diese Angst aufleben lassen. Und da, bei Euch, weiß ich, ist der Frieden. Ich will die Jahre, die mir der Herrgott noch läßt, diese Zeit will ich im Frieden mit ihm und den Menschen verleben. Du, Koldi, hast gewiß Arbeit für mich. Und hier bin ich wie im Paradies, weit von den Menschen und kann so besser vergessen. Und dann, Fineli, Du bist in der schweren Zeit ganz allein und treu zu mir gestanden. Wenn ich Dir jetzt mit allem, was ich noch habe, helfen kann, danken kann, dann bin ich glücklich.“

Eine schöne Stube haben sie dem Vater eingerichtet. Mit Blumen am Fenster, mit dem Blick über das Grün der Weiden und Wälder in die herrlichen Berge hinauf. Aber er blieb nicht so viel in der Stube wie früher, und wie sie gedacht hatten. Arbeit

war übergenug. Sobald der Vater wieder zu guten Kräften gekommen, packte er die Arbeit an, wo er sie fand. Mit welcher Freude trug er die Früchte der Bäume ein. Mit Schwung, wie ein Junger mähte er am frühen Morgen das Gras. Wo er ein loses Brett, ein krummes Wagenrad, ein undichtes Fenster, eine verstopfte Leitung fand, legte er Hand an.

Am Waldrand, beim Laubsammeln tauchte einmal der Schafmelk aus dem Gebüsch auf, blieb stehen und schaute zu. Dann sagte er: „Bist zufrieden mit dem Heimen, das ich dem Koldi zugehalten habe, bist zufrieden?“ Der Vater hielt inne und kehrte sich ihm zu. „Und wie bin ich zufrieden!“ „Und Du machst jetzt den Knecht. So geht's. Unten und oben, oben und unten, kommt alles nacheinander.“ Der Vater stützte sich auf den Rechen und sagte: „Wir sind alles Knechte, oben oder unten, Knechte Gottes. Aber manch einer braucht einen langen Weg, bis er weiß, was er ist, was er sein soll. Ich bin nun so weit, daß mir oben oder unten nichts mehr ausmacht.“ Er deutete mit seinen Fingern auf die Brust: „Da drinnen muß es sein. Dann ist alles gut. Dann wirst mit Himmel und Erde gut Freund.“

Der Winter wehrte sich gegen die warmen Lüfte; mit Schneetreiben und Niesel fiel er über die grünenden Matten her. Im Ofen knisterte ein heimeliges Feuer.

Der Vater kam in die Stube, schaute durch das Fenster dem Tanzen und Jagen der Flocken zu. Dann saß er vergnügt auf den Ofensitz. Neben sich fand er eine Strickarbeit, die wohl Fineli dort liegen gelassen hatte. Er faltete in achtlosem Spiel die weiße Wolle auseinander. Was war denn das für ein merkwürdiger Strumpf? Neben sich auf der warmen Platte legte er die Stücke aus, wie sie zusammenpackten, dann glitt ein glückliches Lächeln über sein Gesicht. Er wußte nun, was da werden sollte: ein Kindertschöpli. Lange schaute er darauf nieder, dann sagte er laut: „Guter Gott, Du meinst es gut mit uns.“



Spannörter

Photo L. von Matt